

28. Jahrgang

1/2001

Vierteljahres-
zeitschrift für
Stadtgeschichte
Stadtsoziologie
und
Denkmalpflege



Stadtjubiläen und städtische Erinnerungskultur

François de Capitani

Schweizer Stadtjubiläen im 19. und 20. Jahrhundert

Gerhard Faix

Erinnerungskultur im Königreich Württemberg

Alice von Plato

Stadtjubiläen im Nationalsozialismus

Andreas Ludwig

50 Jahre Eisenhüttenstadt

Ulman Weiß

Das Jubiläum von Erfurt 1992

Volker Kirchberg

Die McDonaldisierung von Stadtwelten

Kohlhammer

Herausgegeben von Otto Borst



ISSN 0170-9364

Die alte Stadt. Vierteljahreszeitschrift
für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie
und Denkmalpflege

Im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft
Die alte Stadt und in Verbindung mit
Helmut Böhme, Eberhard Jäckel,
Jürgen Zieger und Friedrich Mielke
herausgegeben von Otto Borst

Redaktionskollegium: Prof. em. Dr. OTTO BORST, Historisches Institut der Universität Stuttgart, Keplerstraße 17, 70174 Stuttgart (Herausgeber) – Prof. Dr. AUGUST GEBESSLER, Die alte Stadt, Postfach 1003 55, 73726 Esslingen a. N. (Geschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft) – HANS SCHULTHEISS, Die alte Stadt, Postfach 1003 55, 73726 Esslingen a. N. (Chefredakteur).

Professor Dr. HARALD BODENSCHATZ, Technische Universität Berlin, Institut für Sozialwissenschaften, 10587 Berlin – Prof. Dr. DIETRICH DENECKE, Universität Göttingen, Geographisches Institut, 37077 Göttingen – Prof. Dr. ANDREAS GESTRICH, Universität Trier, Fachbereich III: Geschichte, 54286 Trier – Prof. Dr. TILMAN HARLANDER, Universität Stuttgart, Fakultät für Architektur und Stadtplanung, 70174 Stuttgart – Dr. HELMUT HERBST, Museum und Galerie der Stadt Waiblingen, 71328 Waiblingen – Prof. Dr. JOHANN JESSEN, Universität Stuttgart, Städtebauliches Institut, 70174 Stuttgart – Prof. Dr. RAINER JOOSS, Historisches Seminar an der Pädagogischen Hochschule Schwäbisch Gmünd, 73525 Schwäbisch Gmünd – Dr. URSULA VON PETZ, RWTH Aachen, Planungstheorie und Stadtplanung, 52062 Aachen – VOLKER ROSCHER, Bund Deutscher Architekten der Hansestadt Hamburg, Stephansplatz 5, 20354 Hamburg – Prof. Dr. JOACHIM B. SCHULTIS, Mittlerer Rainweg 63, 69118 Heidelberg – Prof. Dr. DIETER SCHOTT, Department of Economic and Social History, University of Leicester – Prof. Dr. HOLGER SONNABEND, Universität Stuttgart, Historisches Institut, 70174 Stuttgart.

Redaktionelle Zuschriften und Besprechungsexemplare werden an die Adresse der Chefredaktion erbeten: 73726 Esslingen am Neckar, Postfach 10 03 55, Tel. (07 11) 35 12-3242, Fax (07 11) 35 12-2418.

Die Zeitschrift Die alte Stadt ist zugleich Mitgliederzeitschrift der ca. 160 Städte umfassenden Arbeitsgemeinschaft Die alte Stadt e.V. und erscheint jährlich in Vierteljahresbänden mit einem Gesamtumfang von etwa 320 Seiten. Der Bezugspreis im Abonnement beträgt jährlich DM 165,- zzgl. Versandkosten DM 5,-; Vorzugspreis für Studierende gegen jährliche Vorlage einer gültigen Studienbescheinigung DM 125,- zzgl. Versandkosten DM 5,-; Einzelbezugspreis für den Vierteljahresband DM 45,50 einschließlich Mehrwertsteuer und zuzüglich Versandkosten ab Verlagsort. Preisänderungen vorbehalten. Abbestellungen sind nur 6 Wochen vor Jahresende möglich.

Verlag, Vertrieb und Anzeigenverwaltung: W. Kohlhammer GmbH, 70549 Stuttgart, Tel. 07 11 / 7 86 30. Verlagsort: Stuttgart. Gesamtherstellung: W. Kohlhammer Druckerei GmbH + Co., Stuttgart. Printed in Germany. *Die Zeitschrift* und alle in ihr enthaltenen einzelnen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Alle Urheber- und Verlagsrechte sind vorbehalten. Der Rechtsschutz gilt auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Jede Verwertung bedarf der Genehmigung der W. Kohlhammer GmbH. Der Verlag erlaubt allgemein die Fotokopie zu innerbetrieblichen Zwecken, wenn dafür eine Gebühr an die VG WORT, Abt. Wissenschaft, Goethestraße 49, 80336 München, entrichtet wird, von der die Zahlungsweise zu erfragen ist.

Verlag W. Kohlhammer Stuttgart Berlin Köln

INHALT

Stadtjubiläen
und
städtische Erinnerungskultur

AUGUST GEBEßLER / HANS SCHULTHEIß, Editorial 1

ABHANDLUNGEN

FRANÇOIS DE CAPITANI, Schweizer Stadtjubiläen im 19. und 20. Jahrhundert
als Orte republikanischer Repräsentation 3

GERHARD FAIX, Städtische Erinnerungskultur im Königreich Württemberg 11

ALICE VON PLATO, Stadtjubiläen im Nationalsozialismus,
Propaganda von oben oder Konsens von unten? 30

ANDREAS LUDWIG, 50 Jahre Eisenhüttenstadt:
Stadtjubiläen und Geschichte im politischen Kontext. 40

ULMAN WEIß, Vom doppelten Umgang mit einem Jubiläum:
Erfurt 1992 53

VOLKER KIRCHBERG, Die McDonaldisierung von Stadtwelten und Stadtimage 59

DIE AUTOREN 73

BESPRECHUNGEN

PETER HALL, Cities in Civilization, Culture, Innovation and Urban Order
(Dirk Schubert) 74

TIMO JOHN, Die königlichen Gärten des 19. Jahrhunderts in Stuttgart 76
(Winfried Mönch)

Editorial

Stadtbiläen und städtische Erinnerungskultur

Sicherlich war in manchen Städten der Beschluss, ausgerechnet im Millenniumsjahr 2000 Stadtbiläum zu feiern, mehr auf die Magie dieser runden Zahl als auf exakte archivalische Geburtsurkunden zurückzuführen. Warum nicht auch feiern, hat man sich dort wohl zu Recht gefragt. Das fehlende Datum einer urkundlichen Ersterwähnung oder Stadtrechtsverleihung kann man doch vernachlässigen, wenn uns Historiker glaubhaft versichern können, z. B. rund 750 Jahre alt zu sein.

Stadtbiläen scheinen seit ihrem Aufkommen im 19. Jahrhundert ein Bedürfnis geblieben zu sein. Auf seiner Internet-Seite listet der »Deutsche Städtetag« derzeit über hundert anstehende runde Stadtgeburtstage auf. Manch kritische Stimme mag darin eine »Festivalisierung der Stadtpolitik« erkennen, ein Fest um des Feierns willen, um mittels ganz pragmatisch stadtpolitischer Marketing-Überlegungen das Stadtimage aufzubessern oder den Bekanntheitsgrad zu erhöhen.

Dass Stadtbiläen aber weitaus mehr sein können, zeigte die Internationale Städtetagung der »Arbeitsgemeinschaft Die alte Stadt« zum Thema »Städtische Erinnerungskultur« vom 4. bis 7. Mai 2000 in Trier. Biläen mit entsprechender Erinnerungskultur können eine ideale Plattform sein, um Stadtidentität und Stadtgemeinschaft zu befördern. Dass sie sich andererseits aber auch für ein bestimmtes städtisches Selbstverständnis instrumentalisieren ließen, führten gerade auch die historischen Vorträge vor Augen. Auf nachdrücklichen Wunsch der Tagungsteilnehmer haben wir daher einige dieser Beiträge in einem Themenheft der »Alten Stadt« zusammengeführt.

Esslingen, März 2001

August Gebeßler / Hans Schultheiß

François de Capitani

Schweizer Stadtjubiläen im 19. und 20. Jahrhundert als Orte republikanischer Repräsentation

Städtische Jubiläumsfeste erfreuten sich in der zweiten Hälfte des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts in der Schweiz einer außerordentlichen Beliebtheit, so dass schon um 1900 von einer eigentlichen »Festseuche« gesprochen wurde. Ich möchte versuchen aufzuzeigen, wo die Wurzeln dieser »Festseuche« lagen, die die Schweiz wohl in höherem Maße als ihre Nachbarn befallen hat, und wie die Epidemie in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg langsam ausklang.¹

Im weitgehend monarchisch geprägten Europa des Ancien Régime war es für Republiken nicht einfach, eigenständige Formen der Repräsentation zu entwickeln. Venedig, die Niederlande und auch die Städte der Eidgenossenschaft haben denn in der frühen Neuzeit immer sorgfältig Anklänge an monarchische Elemente der Repräsentation vermeiden müssen.² Wenn für das höfische Fest im Verlauf des 17. und 18. Jahrhunderts der Triumphzug, der Einbezug des Hoftheaters und der weitgehende Ausschluss der breiten Bevölkerung zu charakteristischen Merkmalen wurden, so mussten in den Republiken genau diese Tendenzen vermieden werden.³ Das bedeutete für die schweizerischen Städte, dass die öffentlichen Umzüge der Magistraten nicht den Charakter eines Triumphes haben durften, sondern als republikanische Prozessionen vollzogen wurden, dass weiter das Theater als unrepublikanisch abgelehnt wurde und dass eine breite Öffentlichkeit einbezogen werden musste. So wurden Schwörtage, feierliche Amteinsetzungen und Empfänge zu Volksfesten, in denen sich die Republik selbst darstellte – mit ihren streng aristokratisch abgestuften Hierarchien, aber mit dem Anspruch, den Alle umfassenden Charakter der Republik zum Ausdruck zu bringen. Das Fest verkörperte so die republikanische Grundidee, die Vorstellung einer kollektiven Verantwortung, die dem Gemeinwesen zu Grunde liegt.

Schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden die schweizerischen Stadtfeste zu eigentlichen Studienobjekten für Aufklärer auf der Suche nach unver-

¹ Allgemein zu der schweizerischen Festkultur: C. Santschi, *La mémoire des Suisses. Histoire des fêtes nationales du XIIIe au XXe siècle*, Genève 1991; für das Ancien Régime: F. de Capitani, *Schweizerische Stadtfeste als bürgerliche Selbstdarstellung*, in: B. Kirchgässner/H.P. Becht (Hrsg.), *Stadt und Repräsentation*, Sigmaringen 1995, S. 115 – 126.

² Im Überblick: *Zeichen der Freiheit. Das Bild der Republik in der Kunst vom 16. – 20. Jahrhundert*. Ausstellungskatalog, hrsg. von G. Germann und D. Gamboni unter Mitwirkung von F. de Capitani, Bern 1991.

³ Zu den höfischen Festen: R. Strong, *Feste der Renaissance 1450 – 1650. Kunst als Instrument der Macht*, Freiburg i. Br. 1991.

dorbene und ursprünglichen Sitten. Vor allem Jean-Jacques Rousseau idealisierte die Feste der schweizerischen Städte als Gegenentwurf zur dekadenten höfischen Repräsentation. Das Fest wurde nicht nur zum Bild der Republik stilisiert, sondern zum Bild der Demokratie. Im berühmten Brief an d'Alembert hat Rousseau in aller Kürze sein Programm entwickelt. D'Alembert hatte sich in der Encyclopédie über das calvinistische Theaterverbot in Genf mokiert. Die Antwort Rousseaus wurde zu einer Verteidigung der republikanischen Tugenden und zum Programm des demokratischen Festes:

»Quoi! ne faut-il donc aucun spectacle dans une république? Au contraire, il en faut beaucoup. C'est dans les républiques qu'ils sont nés, c'est dans leur sein qu'on les voit briller avec un véritable air de fête. A quels peuples convient-il mieux de s'assembler souvent et de former entre eux les doux lins du plaisir et de la joie, qu'à ceux qui ont tant de raison de s'aimer et de rester à jamais unis? Nous avons déjà plusieurs de ces fêtes publiques; ayons-en davantage encore, je n'en serais que plus charmé. Mais n'adoptons point ces spectacles exclusifs qui renferment tristement un petit nombre de gens dans un antre obscur; qui les tiennent craintifs et immobiles dans le silence et l'inaction; qui n'offrent aux yeux que cloisons, que pointes de fer, que soldats, qu'affligeantes images de la servitude et de l'inégalité. Non, peuples heureux, ce ne sont pas là vos fêtes. C'est en plein air, c'est sous le ciel qu'il faut vous rassembler, et vous livrer au doux sentiment de votre bonheur. Que vos plaisirs ne soient efféminés ni mercenaires, qu'ils soient libres et généreux comme vous, que le soleil éclaire vos innocents spectacles; vous en formerez un vous-même, le plus digne qu'il puisse éclairer.«⁴

Die Feste, die im revolutionären Frankreich aus dem Boden gestampft wurden, beriefen sich ausdrücklich auf diese schwärmerische Interpretation der schweizerischen Stadtfeste.⁵ Denn in der Zeit der Revolution wurde das Fest als Akt der republikanischen und demokratischen Repräsentation weiter ausgebaut und ideologisch überhöht. Das schweizerische Festwesen des 19. Jahrhunderts konnte so auf eine vielfältige und hundertfach erprobte Tradition zurückgreifen.⁶

Der Weg der Schweiz zu einem modernen Staat erwies sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts als äußerst schwierig. Spannungen zwischen den Konfessionen und den Wirtschaftsregionen sowie die gegensätzlichen Interessen von Stadt und Land ließen in der Zeit von 1798 bis 1848 die Schweiz zu einem Pulverfass werden. Bür-

⁴ J.-J. Rousseau, Lettre à M. D'Alembert sur son article Genève, Amsterdam 1758, p. 239/40. Zum Fest bei Rousseau: P.-M. Vernes, La ville, la fête, la démocratie. Rousseau et les illusions de la communauté, Paris 1978.

⁵ Vgl. M. Ozouf, Les fêtes révolutionnaires 1789 – 1799, Paris 1976.

⁶ F. de Capitani, Die Ideen der Französischen Revolution und die schweizerische Festkultur. Jahresbericht 1989 der Schweizerischen Akademie der Geisteswissenschaften, Fribourg 1990, S. 15 – 25.

gerkriegsähnliche Situationen prägten diese Zeit, die erst nach dem Sonderbundskrieg – einer kurzen, aber heftigen kriegerischen Auseinandersetzung zwischen den katholischen Kantonen der Innerschweiz und den vorwiegend reformierten Kantonen des Mittellandes im Jahre 1847 – mit der Gründung des modernen Bundesstaates (1848) zur gespannten Ruhe fand. Auf diesem explosiven Hintergrund muss das Entstehen einer modernen Festkultur in der Schweiz des 19. Jahrhunderts gesehen werden: nicht als Ausdruck der politischen Harmonie, sondern als Appell an eine noch zu schaffende Einigkeit.

Die Republik – nun die demokratische Republik – fand im Fest jene Form der Repräsentation, die in Monarchien dem Hof zukam. In den großen Schützen-, Turner- und Sängerefesten, deren Reihe schon vor der Gründung des Bundesstaates einsetzt, wurde die Nation zelebriert, das Fest wurde zum patriotischen Hochamt. Aus der Analyse der altschweizerischen Feste und der Erfahrungen der Revolutionsfeste hatte sich ein eidgenössisches Festritual herauskristallisiert, das schließlich allen politischen Festen zu Grunde gelegt wurde. Neben dem eigentlichen patriotischen Weiheakt mit Reden und symbolischen Handlungen musste als Gegengewicht ein Wettbewerb oder ein großes öffentliches Festspiel geboten werden. Schließlich folgte als dritter Teil das große Volksfest. Keiner der drei Teile durfte vernachlässigt werden; nur aus dem Gleichgewicht der drei Teile geriet das Fest zum patriotischen Ereignis, zur Verkörperung der Einheit von Volk, Nation und Staat.

Zur Konstitution der Nation gehörte auch die Konstruktion einer nationalen Geschichte, die alle Schweizer verband, über alle trennenden Elemente hinweg, von denen es in der Eidgenossenschaft wahrhaftig genug gab. Was Johannes von Müller im ausgehenden 18. Jahrhundert mit seinen »Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft«, erschienen ab 1780, begonnen hatte, wurde im 19. Jahrhundert stetig weiterverfolgt. Die gemeinsame Geschichte aller Schweizer wurde zum wichtigsten Garanten der nationalen Identität.

So sind denn die Stadtjubiläen, zu denen wir nun endlich gelangen, und die sich einer derart großen Beliebtheit erfreuten, einerseits in die große schweizerische Festtradition eingebettet, andererseits in die nationale Geschichtskultur. Sie sind nicht als Einzelereignisse anzusehen, sondern als konstitutive Bestandteile einer nationalen und republikanischen Selbstdarstellung.

Die Städte des schweizerischen Mittellandes erlebten im 19. Jahrhundert einen außerordentlichen Aufschwung. Die Zahl der Bevölkerung vervielfachte sich innerhalb weniger Jahrzehnte. Die Verstärkung der Schweiz ging mit der modernen Industrialisierung Hand in Hand. Aus der noch agrarisch geprägten Schweiz des frühen 19. Jahrhunderts wurde innerhalb weniger Generationen eine von Industrie und Dienstleistungen geprägte Städtelandschaft. Diese modernen Städte sahen sich mit neuen sozialen Problemen konfrontiert. Reich und Arm trafen mit bisher unbekannter Wucht aufeinander. Die schweizerischen Arbeiter gehörten zu den am schlechtes-

ten bezahlten Europas; ein neues Konfliktpotenzial entstand, das sich in Streiks und Unruhen äußerte. Auch hier sollte der Appell an die gemeinsame Geschichte und die republikanische Tradition mithelfen, Konflikte zu entschärfen, was aber meist Wunschdenken blieb.

Die Stadtfeste waren Akte der bürgerlichen Selbstdarstellung, doch blieb der Anspruch bestehen, alle Schichten der Bevölkerung anzusprechen und – wenigstens am Rand – mit einzubeziehen. Stadtjubiläen wurden so zwangsläufig zu Großanlässen, von denen wir uns heute kaum mehr eine Vorstellung machen können.

Anlässe zu Stadtjubiläumsfeiern gaben nicht nur Gründungsdaten, sondern auch die Daten der Eintritte in die Eidgenossenschaft oder andere einschneidende Ereignisse wie die Vereinigung von Stadtteilen oder Schlachten. Neben einem Weiheakt, der meist den Honoratioren und Magistraten vorbehalten blieb, bildeten das Festspiel und/oder der Festumzug das zentrale Ereignis. Schließlich durfte auch hier das große Volksfest nicht fehlen.

Das Festspiel erlebte in der Schweiz in den Stadtjubiläumsfeiern eine einzig dastehende Blütezeit.⁷ In Abgrenzung zum Theater, dem immer noch der Geruch des Höfischen anhaftete, galt das Festspiel unter freiem Himmel als eigentliche demokratische Kunstform. Fast immer unter freiem Himmel wurden Schlüsselereignisse der nationalen Geschichte in »lebenden Bildern«, Chören, Massenszenen und dramatischen Dialogen nachgestellt. Die Festspiele wurden nahezu ausschließlich von Laien aufgeführt; nur exponierte Gesangs- und Musikpartien blieben gelegentlich Berufsmusikern vorbehalten. In Abgrenzung zu höfischen Formen der Repräsentation sollte das Volk als Souverän sich selbst zur Darstellung bringen. Aufführende und Zuschauer sollten – wie es schon Rousseau gefordert hatte – eins werden. Nicht zu übersehen sind hier auch Anleihen an die große Oper und an die Festinszenierungen der Revolution in Frankreich. Neben dem Festspiel entwickelte sich der Festumzug zu einem wichtigen Element der Stadtfeste. Beide folgten weitgehend den gleichen Gesetzen. Auch im Umzug wurde die Geschichte in »lebenden Bildern« vorgeführt, eine Art »mobiles Festspiel«, das dem Publikum dargeboten wurde.⁸

Als Beispiel eines Stadtjubiläums sei jenes von Bern im Jahre 1891 vorgestellt. Die Stadt Bern hat eine reiche Festtradition, die bis ins 18. Jahrhundert zurückreicht. Angesichts der Bedrohung durch die Französische Revolution sollte bereits 1791 – zum 700-jährigen Stadtjubiläum – ein Fest mit großem Umzug stattfinden. Der Ausbruch

⁷ B. Engler/G. Kreis (Hrsg.), *Das Festspiel: Formen, Funktionen, Perspektiven*, Willisau 1988; Ph. Sarasin, *Stadt der Bürger. Struktureller Wandel und bürgerliche Lebenswelt Basel 1870 – 1900*, Basel 1990; E. Combe, *Festspiele*, in: *Die Schweiz, die singt*, Zürich o.J. 197 – 235.

⁸ Th. Gantner, *Der Festumzug. Ein volkskundlicher Beitrag zum Festwesen des 19. Jahrhunderts in der Schweiz*, Basel 1970, W. Hartmann, *Der historische Festzug. Seine Entstehung und Entwicklung im 19. und 20. Jahrhundert*, München 1976.

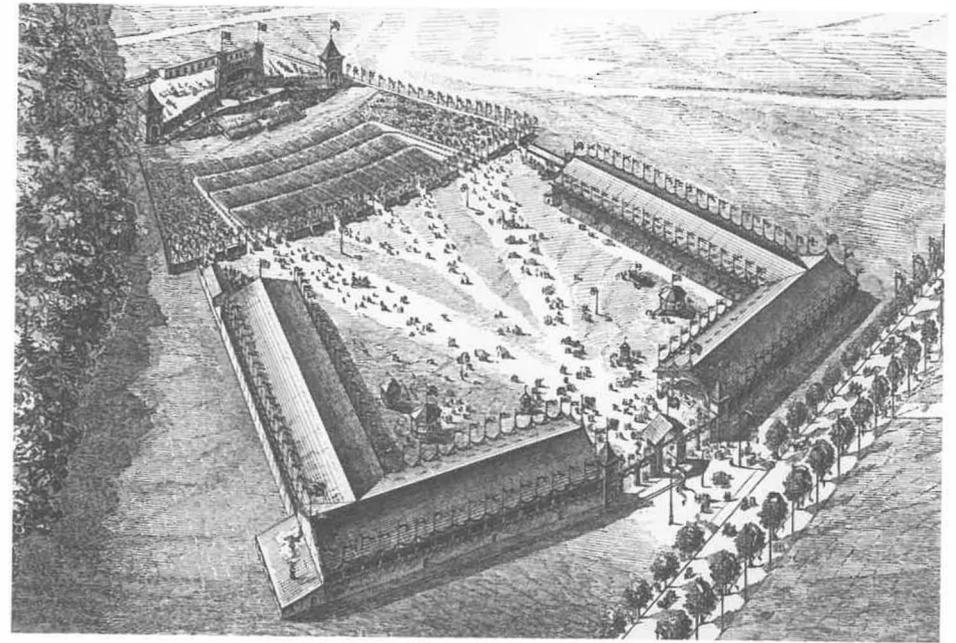


Abb. 1: Berner Stadtjubiläum 1891: Der Festplatz aus der Vogelschau; Stahlstich 1891, aus: *Die 700-jährige Gründungsfeier der Stadt Bern* (s. A 10).

von Unruhen unter den Untertanen im Waadtland verhinderte aber im letzten Moment die Durchführung.⁹

Hundert Jahre später konnte das Jubiläum endlich mit gebührendem Aufwand gefeiert werden.¹⁰ Der offizielle Akt fand im Münster statt. Hierzu waren – schon aus Platzgründen – nur die Spitzen der Behörden geladen. Das Festspiel aber sollte alle Einwohner erreichen. In sechs großen Bildern wurde die Geschichte der Stadt von ihrer Gründung im Jahr 1191 bis in die Gegenwart dargestellt. Der Aufwand war ungeheuer. Auf freiem Feld erstreckte sich eine 100 Meter breite Bühne, dem Publikum standen 10.000 Sitzplätze und mehr als 10.000 Stehplätze zur Verfügung. 900 Laiendarsteller teilten sich die rund 2.500 verschiedenen Rollen, unterstützt von 485 Sängerinnen und Sängern. Nur die beiden Solistinnen – »Berna« und »Helvetia« – waren Berufssängerinnen. Auch das Orchester musste professionell erweitert werden. Das damalige Stadtorchester, das nur zum Teil aus Berufsmusikern bestand, zählte näm-

⁹ G. Tobler, *Das projektierte Berner Jubiläum von 1791*, in: *Berner Taschenbuch 1891*, S. 154 – 159.

¹⁰ Das Folgende nach: *Die 700-jährige Gründungsfeier der Stadt Bern 1191 – 1891. Festbericht*, hrsg. vom Organisationskomitee, Bern 1891.

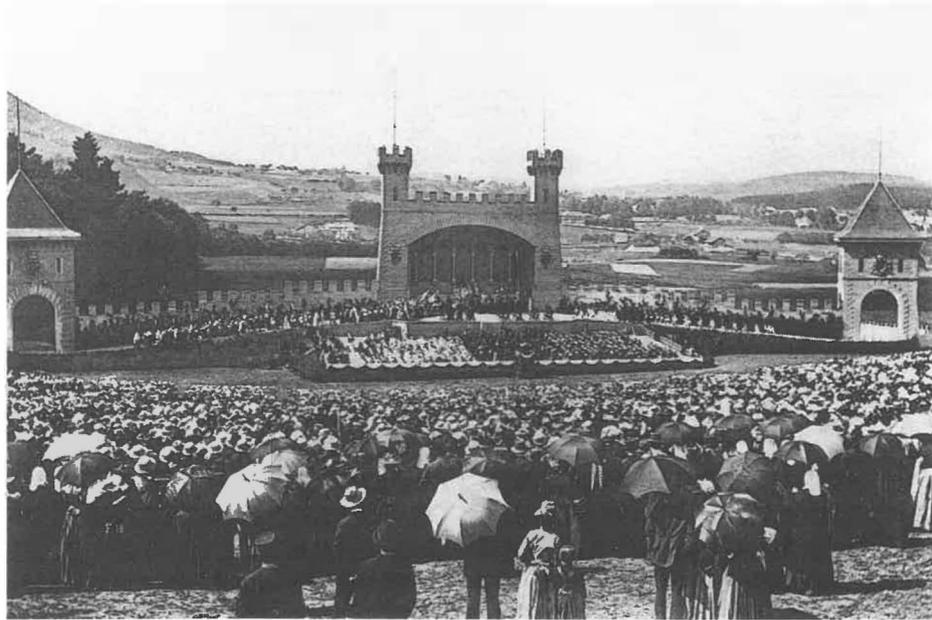


Abb. 2: Szene aus dem großen Berner Festspiel 1891; Photo von Dr. Badetscher 1891, aus: Die 700-jährige Gründungsfeier der Stadt Bern (s. A 10).

lich nur 57 Mitglieder. So griff man, wie bei vielen der zeitgenössischen schweizerischen Feste üblich, auf eine deutsche Regimentsmusik zurück: Eine 43 Mann zählende Konstanzer Gruppe gab dem Festspiel das professionelle Fundament. Sämtliche Chöre der Stadt und sämtliche Blasmusikvereine – von den vornehmen bürgerlichen Honoratiorengesellschaften bis zu den Arbeiter-Quartiervereinen – erhielten ihren Auftritt.

Das Festspiel wurde zur republikanischen Liturgie. Nicht eine eigentliche Handlung bestimmte den dramatischen Verlauf, sondern eine Abfolge bunter Bilder, mit Dialogen und Chören untermalt. Das allegorische Schlussbild versammelte alle Mitwirkenden und endete in der auch vom Publikum mitgesungenen Nationalhymne, begleitet von allen Glocken der Stadt und den Salven der Artillerie auf den umliegenden Hügeln. Damit hatte das Festspiel seine Absicht erfüllt: Republik und Demokratie erlebbar zu machen.

Nachdem alle Schulkinder der Stadt die Hauptprobe besuchen durften, wurde das Spiel zweimal öffentlich aufgeführt. Um die 50.000 haben somit das Festspiel miterlebt. Die Stadt zählte damals um die 80.000 Einwohner. Doch nicht genug: ein großer Festumzug durch die Stadt bot am dritten Tag noch einmal die wichtigsten Teile dieser historischen Monsterschau.

Auch das Volksfest konnte sich sehen lassen: Die große Festhalle allein bot Platz für gleichzeitig 10.000 Gäste, die das Jubiläum würdig begießen wollten. Nach diesem bewährten »eidgenössischen Festritual« liefen praktisch alle Stadtjubiläen im 19. und frühen 20. Jahrhundert ab.

Die Gigantomanie dieses Jubiläumsfestes entsprang letztlich dem Wunsch, möglichst alle Teile der Bevölkerung anzusprechen und einzubeziehen. So lag es in der Natur dieser Feste, dass je größer die sozialen und politischen Spannungen wurden, auch die Feste – die Zahl der Mitwirkenden und Zuschauenden – größer und größer wurden. Den Höhepunkt dürfte das Jubiläumsfest von 1903 in Lausanne markiert haben. Damals traten beim Festspiel über 2.000 Mitwirkende auf.

Das unmittelbare Erleben von Geschichte durch ihre Rekonstruktion und ihren Nachvollzug war das erklärte Ziel des Festspiels und des Festumzugs. Die »Wiederhervorbringung der Geschichte«, wie sie Leopold von Ranke gefordert hatte, fand hier – wie übrigens auch im Historienbild und im historischen Museum – ihre erfahrbare Realisierung.¹¹ Die Krise des Historismus bedeutete in der Folge auch die Krise des historischen Festspiels.

Die »La Fête de Juin«, von Emile Jaques-Dalcroze und Adolphe Appia 1914 für das Genfer Jubiläum des Eintritts in den Bund inszeniert, markierte hier für die Schweiz den Wendepunkt. Geschichte wird hier nicht mehr voll rekonstruiert, sondern deren Schatten als symbolische Handlung beschworen. Jaques-Dalcroze, der damals in Hellerau als großer Erneuerer des Theaters und des Tanzes wirkte, ebenso Appia, dessen visionäre Bühnenbildentwürfe richtungsweisend sein sollten, brachen radikal mit der Tradition des Historismus.¹²

Zwar wurden auch nach 1914 noch traditionelle Stadtfeste inszeniert, doch erregten die Jubiläumsfeiern im 20. Jahrhundert nicht mehr die ungeteilte Begeisterung breiter Volksschichten. Die Geschichte hatte viel von ihrer identitätsstiftenden Anschaulichkeit verloren, die »Wiederhervorbringung der Geschichte« war unglaubwürdig geworden. Nicht nur das Bild der Geschichte hatte sich verändert, die gesamte schweizerische Festkultur war im Wandel begriffen. Die im 19. Jahrhundert entstandenen Eidgenössischen Feste mussten sich schon um die Jahrhundertwende veränderten gesellschaftlichen Umständen anpassen. Die politische Geselligkeit der Männer, wo der Alkohol als nicht wegzudenkender Katalysator der patriotischen Emotionen wirkte, blieb nicht unangefochten. Neue Formen der Massenunterhaltung, der Mas-

¹¹ L. von Ranke, Idee der Nationalhistorie, in: Vorlesungseinleitungen, hrsg. von V. Dotterweich/W.P. Fuchs, München 1974; vgl. dazu J. Rüsen, Konfigurationen des Historismus. Studien zur deutschen Wissenschaftskultur, Frankfurt a. M. 1993, S. 124 ff.

¹² G. Giertz, Kultus ohne Götter. Emile Jaques-Dalcroze und Adolphe Appia. Der Versuch einer Theaterreform auf der Grundlage der Rhythmischen Gymnastik, München 1975; C.-L. Dutoit-Carliet, »Jaques-Dalcroze, créateur de la rythmique«, in: F. Martin et al. (Éd.), E.J. Dalcroze. L'homme, le compositeur, le créateur de la rythmique, Neuchâtel 1965, 305 – 412.

senkommunikation und des Freizeitverhaltens, Sport, Tanz, Kino haben nicht nur ein neues Verhältnis zwischen den Geschlechtern mitgeprägt, sondern auch die traditionellen Festformen verändert.

Die städtischen Jubiläumsfeste verloren so ihr Fundament, auf dem sie groß geworden waren: das nationale Fest als Ort des patriotischen Bekenntnisses und die bildhafte Geschichtsvision des Historismus. Bis heute haben sich neue Formen der Stadtfeste herauskristallisiert. Jubiläen stehen nicht mehr im Vordergrund, sie bieten bestenfalls einen willkommenen Anlass.¹³

Schon in der Zwischenkriegszeit rückte immer mehr ein anderes Phänomen ins Zentrum der Stadtfeste: die Entdeckung der Kernstadt als möglicher Begegnungsort einer immer mehr zersiedelten Landschaft. Die heutigen Bernfeste, Zürichfeste, Fête de Genève und wie sie alle heißen, leben nicht von der historischen Kommemoration, sondern vom Erlebnis der Stadt als Lebens- und Aktionsraum. Die Verankerung in der Geschichte, wie bei den großen Jubiläen in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg jedoch, hat an Kraft verloren.

¹³ Vgl. W. Lipp, Gesellschaft und Festkultur. Großstadtfeste der Moderne, in: Stadt und Fest. Zur Geschichte und Gegenwart europäischer Festkultur, hrsg. von P. Hugger in Zusammenarbeit mit W. Burkert und E. Lichtenbahn, Stuttgart 1987, S. 231 – 249.

Gerhard Faix

Städtische Erinnerungskultur im Königreich Württemberg¹

Der Umgang mit Geschichte brachte im 19. Jahrhundert eine Vielfalt von Formen, Medien und Ritualen hervor, die unter dem Begriff der Erinnerungskultur zusammenfasst werden.² Im vorliegenden Beitrag über städtische Erinnerungskultur im Königreich Württemberg sollen solche öffentlichkeitswirksamen Gedenktage und Feiern in den Blick genommen werden, bei denen die Präsentation von Geschichte eindeutig im Vordergrund stand. Versucht man, diese im Zeitraum von 1806 bis 1918 in Württemberg abgehaltenen Gedenkfeiern insgesamt zu typologisieren, sind zunächst einmal solche festzuhalten, die nicht nur in einer Stadt, sondern landesweit abgehalten wurden. Hierzu zählen etwa die auf die Reformationsgeschichte bezogenen 300-jährigen Jubiläen der Reformation (1817), des Augsburger Bekenntnisses (1830) und des Augsburger Religionsfriedens (1855) wie auch das Gedenken anlässlich der Geburts- oder Todestage der Reformatoren Martin Luther (1846 und 1883), Philipp Melanchthon (1897) und des landesgeschichtlich bedeutsamen Johannes Brenz (1870 und 1899). Dieser spezifisch protestantischen Jubiläumskultur konnten die Katholiken in Württemberg nichts gleichwertiges entgegensetzen. Eine Eingabe beim Bischof in Rottenburg, nun auch eine Säkularfeier des Konzils von Trient abzuhalten, wurde obendrein abschlägig beschieden.³ Ebenfalls landesweit gefeiert wurden die Dichterjubiläen etwa Friedrich Schillers (1859 und 1905) und Ludwig Uhlands (1887 und 1912). Einen eher nationalgeschichtlichen Charakter hatten die nicht nur in Württemberg begangenen Feste zum 25-jährigen Jahrestag der Reichsgründung (1896), zu den Gedenktagen der Völkerschlacht bei Leipzig (1863 und 1913) wie auch die Feiern des 500. Geburtstags von Johannes Gutenberg (1900) oder des 100. Geburtstags von Mozart (1856).

Auch die Feierlichkeiten, die in einzelnen Städten abgehalten wurden, lassen sich nach dem jeweiligen Anlass in mehrere Typen unterscheiden. An erster Stelle sind hier die Stadtjubiläen im engeren Sinn zu nennen, bei denen die Gründung gefeiert wurde.

¹ Dieser Beitrag wurde am 5. Mai 2000 in Trier als Vortrag im Rahmen der Internationalen Städtetagung der AG Die alte Stadt zum Thema »Städtische Erinnerungskultur« gehalten.

² Vgl. K. Fröhlich/H.T. Grütter/J. Rüsen (Hrsg.), Geschichtskultur, Pfaffenweiler 1992; K. Füssmann/H.T. Grütter/J. Rüsen (Hrsg.), Historische Faszination. Geschichtskultur heute, Köln 1994.

³ Württ. Jahrbücher für Statistik und Landeskunde 1846, S. 55.

Sie bilden eher eine Minderheit. Das ist überraschend, vor allem aus heutiger Perspektive, da die Anzahl solcher Feste kaum noch zu übersehen ist. Im Königreich Württemberg wurden beispielsweise gefeiert 1100 Jahre Ellwangen (1864), 800 Jahre Alpirsbach (1898), 300 Jahre Freudenstadt (1899), 1000 Jahre Ravensburg (1902), 1000 Jahre Buchau (1909) und 200 Jahre Ludwigsburg (1909). Dieser Befund beruht nicht zuletzt auf der Tatsache, dass für die meisten Städte ein genaues Gründungsdatum nicht vorlag. Dies benannte auch der Heilbronner Oberbürgermeister Hegelmaier anlässlich des Jubiläums in Freudenstadt, als er betonte, dass diese Stadt den anderen etwas voraus habe: sie wisse nämlich, wann sie geboren sei.⁴ Dieses Defizit ließ sich jedoch dadurch beheben, dass die Stadtgeschichte auch bei anderen, sicher belegten Anlässen bejubelt werden konnte. Eine Möglichkeit bot sich beispielsweise durch die Erinnerung an Grundsteinlegungen von Kirchenbauten, die in Schwäbisch Gmünd (1851), in Ulm (1877), in Sindelfingen (1883) und in Stuttgart (1895) feierlich begangen wurden. Ebenso Anlass zu Festen mit besonderer historischer Perspektive bot die Renovierung von bedeutenden Baudenkmalen, etwa der Frauenkirche in Esslingen (1890), der Kilianskirche in Heilbronn (1895), der Marienkirche in Reutlingen (1901) oder des Ulmer Rathauses (1905). Eine weitere Möglichkeit, überregionale Aufmerksamkeit zu erregen, boten Feiern von bedeutsamen landesgeschichtlichen Ereignissen, die in der Regel den Besuch zahlreicher Gäste, prominenter Delegationen aus den Reihen der Regierung, wenn nicht sogar der allerhöchsten Majestäten selbst versprachen. Bei solchen patriotischen Säkularfesten beispielsweise des Tübinger Vertrags (1914), der Schlacht bei Lauffen (1834 und 1884) und des Münsinger Vertrags (1883) wurde regelmäßig »die Liebe und Treue der Württemberger zum angestammten Fürstenhaus«⁵ und die Bedeutung der Feststadt beschworen. Auch ohne ein konkretes Ereignis konnte eine solche Nähe zur Dynastie hergestellt werden, wenn man – was gerade zu Beginn des 20. Jahrhunderts Konjunktur hatte – einfach die 100-, 300- oder gar 600-jährige Zugehörigkeit einer Stadt zu Württemberg feierte.⁶ Schließlich – und das ist auch heute noch ein bedeutender Bereich städtischer Erinnerungskultur – boten historische Persönlichkeiten, die in einer Stadt geboren, Bedeutendes geleistet oder gestorben waren, zahlreiche Anlässe für die Einweihung von Denkmälern oder Gedenktafeln. Was wäre in dieser Hinsicht Weil der Stadt ohne Johannes Kepler, Weinsberg ohne Justinus Kerner und Marbach ohne Schiller?

⁴ Schwarzwälder Bote 1899, Nr. 262 (27.09.1899).

⁵ Vgl. beispielsweise die Ansprache des Innenministers Julius Hölder anlässlich der 350. Wiederkehr der Schlacht bei Lauffen, in: Staatsanzeiger für Württemberg 1884, Nr. 113 (15.05.1884), S. 797.

⁶ Vgl. beispielsweise die Feiern in Heilbronn 1902, Kornwestheim 1903, Balingen 1903, Liebenzell 1904, Heidenheim 1904, Pleidelsheim 1905, Ravensburg 1910 und Ulm 1910.

Die Anzahl der Feiern insgesamt nahm im Laufe des 19. Jahrhunderts stetig zu, seit den siebziger Jahren sogar in überproportionaler Weise. Der größte Teil der Feiern zwischen 1806 und 1918 fand nach 1870 statt. Dies erklärt sich zum einen aus den wirtschaftlichen und politischen Not- und Krisenzeiten der ersten Jahrhunderthälfte, zum anderen aber auch aus dem seit den vierziger Jahren enorm angestiegenen Interesse an der Landesgeschichte. So erschienen beispielsweise zahlreiche Darstellungen zur Geschichte des Landes, gerade auch in populärer Form »für Schule, Volk, und Haus«, Geschichtsvereine wurden gegründet und die Erhaltung von historischen Denkmälern zunehmend in das öffentliche Bewusstsein gerückt.⁷ Schon damals sah man in der Vermittlung von Geschichte ein mögliches Vehikel zur Ausbildung von Identität. Die Formel dafür lautete: »Ohne Kenntniß des Vaterlands kann es unmöglich wahre Vaterlandsliebe geben. Nur wer mit seiner Kenntniß das Ganze umfasst, wird auch Sinn für das Ganze haben.«⁸

Aber nicht nur die Anzahl der historischen Feiern nahm im Laufe des 19. Jahrhunderts zu, auch ihre Qualität veränderte sich. Handelte es sich anfangs noch eher um stadinterne Veranstaltungen mit sakralem Charakter, wenn etwa mit einem Gottesdienst eines Stadtbrandes oder einer Plünderung gedacht wurde,⁹ so ging die Entwicklung hin zu mehrtägigen, mit großer Außenwirkung inszenierten Feierlichkeiten. Dies spiegelte sich auch in den eingesetzten Medien: von der Predigt zum Festzug, abgebildet für Jedermann in einem dreizehn Meter langen Leporello-Album für eine Mark,¹⁰ oder – aus der Perspektive der Bevölkerung formuliert: vom Predigtzuhörer zum Darsteller des Reformators Brenz in einem Schauspiel. Einige Aspekte dieser weit ausgreifenden, städtischen Erinnerungskultur sollen im folgenden an ausgewählten Beispielen vorgeführt werden.

Geradezu ein Modell eines Stadtjubiläums mit allen im 19. Jahrhundert wichtigen Formen bietet das Beispiel der Feierlichkeiten in Freudenstadt 1899. Die beschauliche Landstadt im Schwarzwald mit damals 6.500 Einwohnern war 1599 im Auftrag Herzog Friedrichs I. von Württemberg als ideal angelegte, neuzeitliche Planstadt gegrün-

⁷ Vgl. H.-M. Maurer, Gründung und Anfänge des Württembergischen Altertumsvereins, in: H.-M. Maurer (Hrsg.), Württemberg um 1840. Stuttgart 1994, S. 117 – 134.

⁸ J.D.G. Memminger, Neuere Anstalten und Mittel zur Beförderung der Vaterlandskunde, in: Württ. Jb. für Statistik und Landeskunde 1 (1822), S. 1 – 73, hier S. 2 f.

⁹ Vgl. die Gedenkfeier zur 200. Wiederkehr von Brand und Plünderung der Stadt Giengen an der Brenz am 5. September 1834.

¹⁰ Vgl. das Inserat für die gedruckte Beschreibung des Festzuges anlässlich des Ulmer Münsterfestes 1890. Ulmer Tagblatt 1890, Nr. 143 (22.06.1890): »Am Mittwoch wird ausgegeben! Festzug zur Vollendung des Ulmer Münsters (1377 – 1890) von Prof. G. Heyberger und J. Füßlen. Mit erklärendem Text von Prof. Dr. W. Osiander. J. Ebner Verlag Ulm. 13 Meter lang in Mappe. Preis nur 1 Mark! Die Blätter sind genau nach den Kostümbildern auf photo-zinkographischem Wege künstlerisch brillant ausgeführt. Um diese schöne Erinnerung jedem zugänglich zu machen, wurde der Preis auf nur 1 Mark festgesetzt.«



Abb. 1: Festprogramm zum 300-jährigen Jubiläum Freudenstadts 1899 (StA Freudenstadt).

det worden, um den Silberbergbau in der Umgebung zu fördern.¹¹ Ein wichtiges, im städtischen Bewusstsein fest verankertes Element der Gründungsgeschichte war der Zuzug protestantischer Exulanten aus Österreich, die den Charakter der betont evangelischen Stadt noch intensivierten. Die wirtschaftlichen Verhältnisse im 19. Jahrhundert waren eher bescheiden, als der rührige Stadtschultheiß Alfred Hartranft die Möglichkeiten des Fremdenverkehrs entdeckte und Freudenstadt seit 1880 zielstrebig zum Kurort umstrukturierte.¹² Er erkannte auch von Anfang an das touristische und werbewirksame Potential eines großangelegten Jubiläumsfestes und sorgte umsichtig dafür, dass die Feierlichkeiten nicht nur innerstädtische, sondern auch überregionale Wirkungen zeitigten.

Das Ergebnis waren dreitägige Festlichkeiten mit der Wiedereinweihung der zu diesem Anlass mit staatlicher Unterstützung restaurierten Stadtkirche, der Einweihung eines Aussichtsturmes auf dem Kienberg, einem Festbankett in der eigens dafür vergrößerten Turnhalle, der Aufführung eines Schauspiels zur Stadtgeschichte, dem Be-

¹¹ Herzog Friedrichs Freudenstadt im ersten Jahrhundert seiner Geschichte. Aus »Freudenstädter Heimatblätter« 1949 – 1986, Freudenstadt 1987; *Planstadt, Kurstadt, Freudenstadt*. Chronik einer Tourismusstadt 1599 – 1999, Karlsruhe 1999.

¹² M. Heidebrecht, Vom Landstädtchen zum Luftkurort, in: *Planstadt* (s. A 11), S. 256 – 270.

such König Wilhelms II. und zahlreicher Ehrengäste, einem monumentalen historischen Festzug, einem Feuerwerk mit italienischer Nacht auf dem Marktplatz, einem Kinderfest und dem abschließenden geselligen Abend – alles festgehalten in einem aufwendig gedruckten Festprogramm (Abb. 1), das mit Einladungen an die wichtigsten württembergischen und badischen Städte verschickt wurde.¹³

Zu diesen Feierlichkeiten wurde die Stadtbevölkerung mit amtlichen Bekanntmachungen und Annoncen in der Tagespresse regelrecht mobilisiert. Fast alle Einwohner waren in irgendeiner Weise mit den Vorbereitungen beschäftigt, und es wird berichtet, dass das Leben der Stadt seinen gewohnten Charakter verloren habe und geprägt sei von den »festlichen Zurüstungen, die allenthalben mit großem Fleiße betrieben werden.«¹⁴ Bei der Ausschmückung der Stadt mit Ehrenpforten, Kränzen, Girlanden, Laubgewinden, Fahnen und Wappen wurde gleichsam ein »edler Wettstreit« propagiert, um die »Freude und Begeisterung für seine schöne, vielgerühmte Heimatstadt« auch nach außen zu dokumentieren.¹⁵ Im Rahmen der Festlichkeiten wurde denn auch befriedigt festgestellt, dass »der Freudenstädter Bürgersinn nicht geschwunden« sei.¹⁶

Eine mehrfache Zielsetzung verfolgte man auch mit dem eigens zum Jubiläum errichteten, 26 Meter hohen »Herzog-Friedrichs-Turm« auf dem Kienberg. Er diente zugleich als Aussichtsturm für die Touristen wie auch als ewig erinnerndes Denkmal an den Stadtgründer, der in einem Bronzerelief über dem Eingang abgebildet wurde. Das darüber angebrachte württembergische Wappen mit der Devise »Hie gut Württemberg alleweg!« dagegen verweist auf die Treue zum regierenden Fürstenhaus, die gleichsam als Tenor während des gesamten Festes immer wieder zum Ausdruck gebracht wurde. Solchermaßen wurde auch König Wilhelm mit folgenden Versen begrüßt: »Jahrhundert wohl um Jahrhundert vergeht, / Das Band zwischen Fürst und

¹³ *StadtA Freudenstadt*, unverzeichneter Bestand zum 300-jährigen Gründungsjubiläum der Stadt Freudenstadt (1899): 300-jähriges Jubiläum der Stadt Freudenstadt. Festprogramm mit historischem Festzug. [Gedrucktes Programm, 4 S.]; vgl. beispielsweise das Einladungsschreiben an die Stadt Stuttgart, *StadtA Stuttgart*, Depot A, B XIII 2, Bd. 1, Nr. 1. – Folgende Veranstaltungen waren im Einzelnen vorgesehen: Montag, 25.09., 6 h: Läuten aller Glocken, Tagwacht, Böllerschließen. 9 h: Einweihung der restaurierten Stadtkirche. 12 h: Läuten aller Glocken. 14 h: Einweihung des Herzog-Friedrichsturms. 20 h: Bankett in der Turnhalle, Aufführung Lebender Bilder. Dienstag, 26.09., 6 h: Läuten aller Glocken, Tagwacht, Böllerschließen. 8.30 h: Empfang der Majestäten am Bahnhof. 9.30 h: Empfangsimbiß im »Schwarzwaldhotel«. 11.30 h: Historischer Festzug. 12 h: Läuten aller Glocken. 15 h: Festessen im Post-Hotel. 18 h: Abfahrt der Majestäten. 19.30 h: Feuerwerk mit italienischer Nacht auf dem Marktplatz. Mittwoch, 27.09., 10 h: Frühkonzert auf dem Marktplatz. 12 h: Läuten aller Glocken. 14 h: Kinderfest auf dem Turnhalleplatz mit Festzug vom Marktplatz durch die Stadt. 20 h: Festball in der Turnhalle.

¹⁴ *Der Grenzer* 1899, Nr. 184 (19.09.1899).

¹⁵ *Der Grenzer* 1899, Nr. 180 (13.09.1899); vgl. außerdem die zahlreichen Inserate im Vorfeld der Feierlichkeiten, in denen u. a. Fahnenstoffe, Fahnenstangen, Wimpel, Stoffe, Papierblumen, Schleifen, Kränze zur Dekoration angeboten wurden: *Der Grenzer* 1899, Nr. 180 (13.09.1899); Nr. 181 (14.09.1899); Nr. 182 (15.09.1899); Nr. 185 (20.09.1899).

¹⁶ *Der Grenzer* 1899, Nr. 189 (26.09.1899).



Abb. 2: Wagen der »Freudenstadtia« im Festzug 1899 (StA Freudenstadt).

Volk besteht, / Der Friedrichsturm droben, der Neuzeit Werk, / Dem König zum Gruß: »Hie gut Württemberg!«¹⁷ Beim Festbankett erwiderte der Monarch diese Huldigung: 300 Jahre sei die Anhänglichkeit der Stadt an das angestammte Fürstenhaus dieselbe geblieben, wie auch die Wärme und Liebe der Herrscher des Landes der Stadt Freudenstadt gegenüber nicht erkaltet seien.¹⁸

Populärer und massenwirksamer Höhepunkt der gesamten Festlichkeiten war allerdings der historische Festzug, der ganz nach den großen Vorbildern im 19. Jahrhundert¹⁹ konzipiert und schon vor den Feierlichkeiten in Form eines Leporello-Albums publiziert wurde.²⁰ »Was unsere Stadt« – so die Zielsetzung – »in mehr als 300

¹⁷ Der Grenzer 1899, Nr. 190 (28.09.1899), vgl. auch Nr. 189 (26.09.1899): »In Freud und Leid, in Fried und Kriegeszeiten / In Treue fest und furchtlos in Gefahr, / So stand die hohe Stadt der Freuden / Zum Fürstenhaus 300 Jahr.«

¹⁸ Der Grenzer 1899, Nr. 190 (28.09.1899).

¹⁹ W. Hartmann, Der historische Festzug. Seine Entstehung und Entwicklung im 19. und 20. Jahrhundert, München 1976.

²⁰ StadtA Freudenstadt (s. A 13): Festzug zur 300-jährigen Jubiläumsfeier der Stadt Freudenstadt 1599 – 1899. [Freudenstadt] [1899]. [Gedr. Leporello]; Historischer Festzug zur 300-jährigen Jubelfeier der Gründung der Stadt Freudenstadt am 26. September 1899. Freudenstadt [1899]. [Gedruckt Programm, 8 S.].

Jahren gesehen und erlebt hat«, sollte »in farbenprächtigen Gruppen an dem Auge des staunenden Betrachters vorüberziehen.«²¹ Schon die Eröffnungsgruppe,²² bestehend aus »etwa 130 Personen zu Ross, zu Fuß, zu Wagen, alle in edler Renaissancekleidung, die bis ins einzelne mit historischer Treue durchgeführt war,« begeisterte das Publikum.²³ Mit allegorischen Formen wurde zunächst die Stadt selbst thematisiert. Angeführt von Fanfarenbläsern, einem Herold mit berittenen Begleitern, Bannerträgern und einem Musikkorps, alle in den Farben der Stadt und des Landes, folgte auf einem Wagen das Stadtmodell, »ein wahres Kunstwerk, mit äußerster Pünktlichkeit und Treue ausgeführt.«²⁴ Einen Höhepunkt bildete der »reichgeschmückte, von sechs Rappen gezogene Prachtwagen« mit der »Freudenstadtia« (Abb. 2), der von 20 weißgekleideten Jungfrauen mit prächtigen Rosengirlanden begleitet wurde.²⁵ Auf einem hohen Thron, den links und rechts die Büsten der Majestäten schmückten, saß die Personifikation der Stadtgeschichte, umgeben von allegorischen Gestalten der Sage, der Religion, der Geschichte und der Naturkunde. Vorne am Wagen prangte das von einem Löwen gehaltene Stadtwappen Freudenstadts.

Auf die Zeit vor der Stadtgründung verwies die zweite Festzugsgruppe, die einen »Jagdzug von Herzog Christoph«²⁶ darstellte. Neben dem »wohlbeliebten Herzog Christoph«²⁷ und seiner Gemahlin stand hier der Wagen mit dem sogenannten »Bärenschlössle« im Christophstal im Mittelpunkt, das damals noch als herzogliches Jagdschloss gedeutet wurde.²⁸ Der Anlass der Freudenstädter Festlichkeiten, die Gründung der Stadt, wurde schließlich durch die dritte Gruppe »Herzog Friedrich und die Salzburger Protestanten«²⁹ in einem »geschmackvollen und packenden Bilde«³⁰ illustriert. Im Zentrum standen hier der Stadtgründer, Herzog Friedrich, »der

²¹ Der Grenzer 1899, Nr. 191 (29.09.1899).

²² I. Gruppe: Freudenstadtia: u. a. Bauleute, das Modell der Stadt tragend; Prachtwagen der »Freudenstadtia« von sechs Pferden gezogen, darauf die »Freudenstadtia« mit den Gestalten der Sage, der Religion, der Geschichte und der Naturkunde.

²³ Der Grenzer 1899, Nr. 192 (30.09.1899).

²⁴ Der Grenzer 1899, Nr. 192 (30.09.1899).

²⁵ Der Grenzer 1899, Nr. 192 (30.09.1899).

²⁶ II. Gruppe: Jagdzug von Herzog Christoph: u. a. Jagdgesellschaft; allegorischer Wagen, die Jagd darstellend; Jagdschlösschen in Christophstal; der Herzog und die Herzogin zu Pferd.

²⁷ Der Grenzer 1899, Nr. 192 (30.09.1899).

²⁸ Nachforschungen im Jahre 1902 ergaben, dass es sich bei dem Anfang des 17. Jahrhunderts errichteten Gebäude um den Alterssitz des Generalfaktors Peter Stein handelt; vgl. H. Rommel, Das »Bärenschlössle« bei Freudenstadt, in: Herzog Friedrichs Freudenstadt (s. A 11), S. 96 – 99.

²⁹ III. Gruppe: Herzog Friedrich und die Salzburger Protestanten: u. a. Protestantische Geistliche; Stadtpfarrer Stöffler mit den Kapuzinern; Baumeister Schickhardt mit der Bauhütte; Herzog Friedrich I. mit Familie; allegorischer Wagen, den Bergbau darstellend; Amand Klinger, der Anführer der Salzburger Protestanten; Bergleute und Frauen.

³⁰ Der Grenzer 1899, Nr. 192 (30.09.1899).

mit seiner Gemahlin und seinem Sohn in einem von vier Pferden gezogenen Wagen saß«,³¹ der Baumeister Heinrich Schickhardt mit seiner Bauhütte sowie ein allegorischer Festwagen, der die Bedeutung des Bergbaus symbolisieren sollte. Vervollständigt wurde die Gründungsgeschichte der Stadt durch den Einzug der österreichischen Protestanten mit ihrem Führer Amand Klinger. Ein mit »ärmlichem Hausrat beladener Exulantenwagen« veranschaulichte den Zuschauern die »Not dieser Armen, welche die Heimat verließen und ihren Wohlstand opferten, um ihres Glaubens froh zu werden.«³²

Neben der Darstellung von stadtgeschichtlichen Besonderheiten und Ereignissen boten historische Festzüge, nicht nur im 19. Jahrhundert, immer auch allgemeine, geradezu austauschbare Elemente. Im Bestreben, gleichsam einen Zug durch die Geschichte darzustellen, wurde zumindest versucht, eine gewisse chronologische Reihenfolge einzuhalten. Im Vordergrund stand die Harmonisierung von Geschichte, die dabei ganz und gar teleologisch gedeutet wurde, nämlich als ein stufenweiser Fortschritt zu einer segensreichen Gegenwart.³³ Vor diesem Hintergrund wurde auch beim Freudenstädter Festzug auf die Thematisierung des Krieges³⁴ nicht verzichtet. In der Berichterstattung wurde hervorgehoben, dass damit beim Zuschauer »die Erinnerung an alles Elend, welches diese wildbewegte Zeit der jungen Stadt gebracht hat«, geweckt werden sollte.³⁵ Dies erfolgte jedoch nicht etwa durch drastische Inszenierungen, sondern vielmehr durch vorbeimarschierende »Soldaten aller Waffengattungen in reichen und abwechslungsreichen Uniformen.«³⁶

War der erste Teil des Festzuges konkreten Ereignissen aus der Stadtgeschichte gewidmet, folgten nun Darstellungen aus dem Bereich der Volkskultur, die als heitere und farbenfrohe Bilder eingestreut waren. Die Darstellung eines Hochzeitszuges,³⁷ bei dem vor allem regionale Trachten vorgeführt wurden, durfte auch in Freudenstadt nicht fehlen. Den Abschluss des Festzuges bildeten Gruppen aus den Bereichen Land-

³¹ Der Grenzer 1899, Nr. 192 (30.09.1899).

³² Der Grenzer 1899, Nr. 192 (30.09.1899).

³³ Vgl. P. Assion, Historische Festzüge. Untersuchungen zur Vermittlung eines bürgerlichen Geschichtsbildes, in: I. Hampf/P. Assion (Hrsg.), Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1974 – 1977, Stuttgart 1977, S. 69 – 86, hier S. 73, 83.

³⁴ IV. Gruppe: Krieg. 17. bis 18. Jahrhundert: u. a. Musik und Trommler; Württ. Infanterie; Württ. Dragoner, gefangene Franzosen führend; Württ. Artillerie; Schwedische Soldaten; Österreichisches Militär.

³⁵ Der Grenzer 1899, Nr. 192 (30.09.1899).

³⁶ Der Grenzer 1899, Nr. 192 (30.09.1899); Zur Problematik der Darstellung des Krieges in Festzügen vgl. P. Assion (s. A 33), S. 83.

³⁷ V. Gruppe: Bauernhochzeit und Heuernte: u. a. Bauernmusik; Mädchen mit Maien; Brautpaar; Gäste; Brautfuder; Nachtwächter; Heuernte.

wirtschaft,³⁸ Handel und Gewerbe,³⁹ bis hin zum Tourismus⁴⁰ des 19. Jahrhunderts. Solche Gruppen waren in besonderem Maße dazu geeignet, möglichst viele Einwohner am Festzug zu beteiligen, wenn etwa die Bäcker ihr Handwerk in Form eines aufwendig gestalteten Festwagens darstellten. Über die bloße Lust des Zuschauens hinaus sollten solche Bilder den Betrachter auch mahnen, »dass nur die Arbeit dem Leben des Menschen den richtigen Inhalt verleiht und immer noch des Bürgers Zierde ist.«⁴¹

Trotz des miserablen Wetters wurde der 26. September 1899 als ein »Tag des edelsten Genusses«⁴² in der Geschichte Freudenstadts bezeichnet. Die Dimensionen des gesamten Zuges hielten durchaus den großen Umzügen der damaligen Zeit stand und sprengten fast die Möglichkeiten des Schwarzwaldstädtchens. Mit der Leitung wurde eigens Architekturprofessor Bauder aus Stuttgart betraut, der auch schon andere Züge entworfen hatte. Rund 1.200 Personen mussten in historische, aus München gelieferte Kostüme eingekleidet werden und dreißig Festwagen in monatelanger Arbeit erstellt werden. Den Großteil der 220 Pferde wie auch zahlreiche Musikkapellen stellte die Militärverwaltung zur Verfügung.⁴³ König Wilhelm nahm die Huldigung salutierend entgegen und äußerte seine »hohe Befriedigung über das überaus gelungene Arrangement« verbunden mit dem Wunsch, »es möge der Festzug zum zweitenmale an dem königlichen Zelt vorüberziehen.«⁴⁴

Ein beliebtes Medium zur Inszenierung städtischer oder vaterländischer Geschichte bestand in der Aufführung »Lebender Bilder«, der Darstellung von Szenen durch stumme und bewegungslos verharrende Personen. In der Regel wurden sie bei vielen Anlässen als sogenannte »Festspiele« aufgeführt, wobei die einzelnen Szenen durch die Rezitation von Versen erläutert wurden. Wenn ohnehin ein aufwendiger Festzug realisiert worden war, lag es nahe, zentrale Gruppen zur Stadtgeschichte auch im Rahmen eines Festspiels auftreten zu lassen.⁴⁵ Ein solches wurde auch in Freudenstadt am Vorabend des Festzuges im Rahmen des Festbanketts in der Turnhalle aufgeführt.⁴⁶ Die gesamte Aufführung, nicht zuletzt die technisch aufwendige Beleuchtung mit einem »elektrischen Reflektor«, wurde vom Publikum »mit stürmischem Beifall«

³⁸ VI. Gruppe: Wald- und Holzindustrie, Landwirtschaft, Fischerei: u. a. Mädchen und Knaben den Wald darstellend; Wagen mit Holzhütte; Forstmeister; Holzhauer; Köhlerwagen; Pferchkarren mit Schäfer; Fischer und Fischerinnen.

³⁹ VII. Gruppe: Gewerbe und Handel: u. a. Prachtwagen für Gewerbe und Handel, Schreiner und Glaser; Zimmerleute; Bäcker; Maurer und Steinmetzen; Metallindustrie; Tuchmacher; Bierbrauer.

⁴⁰ VIII. Gruppe: Luftschnapper: u. a. Kurgäste; Waldkafé; Schwarzwaldverein; Engländer mit Dienern; Radfahrer.

⁴¹ Der Grenzer 1899, Nr. 193 (03.10.1899).

⁴² Der Grenzer 1899, Nr. 193 (03.10.1899).

⁴³ Neues Tagblatt 1899, Nr. 226 (27.09.1899).

⁴⁴ Schwarzwälder Bote 1899, Nr. 263 (28.09.1899).

⁴⁵ Vgl. P. Assion (s. A 33), S. 75.

⁴⁶ Folgende Bilder wurden dargestellt: I. Freudenstadt, II. Jagd, III. Herzog Friedrich und die Salzburger, IV. Krieg, V. Handel und Gewerbe, VI. Bauernhochzeit.

und in der Presse überschwänglich und begeistert aufgenommen.⁴⁷ Die beabsichtigten Wirkungen dieses Festspiels, die nicht zuletzt auch in der Erzeugung einer »patriotischen Gesinnung« bestanden, wurden noch höher eingeschätzt als beim Festzug. Denn, »wer dem einzelnen farbenprächtigen [...] Bilde nicht sofort Zweck und Bedeutung absehen konnte, dem hat der von Herrn Präzeptor Kübel verfaßte, schwungvolle Prolog [...] sofort den Aufschluß vollends gegeben.«⁴⁸ Auf diese Weise konnte etwa die im Festzug lediglich winkende Freudenstadia in prägnanten Versen nicht nur grundlegende geschichtliche Ereignisse, sondern auch die Treue zum Königshaus und den Bürgerfleiß als wichtigste Tugenden verkünden.⁴⁹ Um den vergänglichen Moment zu perpetuieren, wurden die erläuternden Texte publiziert und die Szenen auch fotografisch festgehalten (Abb. 3).

Bei den mehrtägigen Feierlichkeiten in Freudenstadt wurde ein breiter Kanon an Formen, die im Rahmen der Erinnerungskultur des 19. Jahrhunderts gepflegt wurden, eingesetzt: die Einweihung eines restaurierten Baudenkmales, die Errichtung eines Aussichtsturms, der zugleich als Denkmal für den Stadtgründer wirkte, ein Gottesdienst mit Festpredigt, mehrere Festessen und ein Festabend mit der Aufführung Lebender Bilder und den entsprechenden Reden, ein historischer Festzug, ein Volksfest mit Feuerwerk und einem abschließenden Kinderfest. Außerdem seien erwähnt der Verkauf von Erinnerungsstücken, die breite Berichterstattung in der Presse sowie die Herausgabe von Publikationen, seien es Reden oder Geschichtsdarstellungen, im Umfeld des Jubiläums. Hinsichtlich dieser Vielfalt haben sich die Freudenstädter offenbar direkt an den Festlichkeiten zur Vollendung des Ulmer Münsters im Jahre 1890, die freilich noch größere Dimensionen angenommen hatten.⁵⁰ Dies verdeutlicht in besonderem Maße der historische Festzug, der auch in Ulm als zentrales Medium der Geschichtsdarstellung im Mittelpunkt stand. Auf diesem Gebiet waren die Ulmer durchaus erfahren, denn schon 1877, anlässlich des 500. Jahrestages der Grundsteinlegung zum Ulmer Münster, hatte die ehemalige Reichsstadt mit einem vielbeachteten Festzug Maßstäbe gesetzt, die noch im selben Jahr in Tübingen beim 400-jährigen Universitätsjubiläum aufgegriffen wurden.⁵¹

⁴⁷ Schwäbische Kronik 1899, Nr. 449 (26.09.1899); Der Grenzer 1899, Nr. 190 (28.09.1899).

⁴⁸ Der Grenzer 1899, Nr. 190 (28.09.1899).

⁴⁹ Prologe. Verfasst von Präzeptor Kübel. Freudenstadt [1899]: »Dem angestammten Fürstenhause / Hast du die Treue stets bewahrt. / Im Frieden und im Kriegsgebrause / Hat sich die Treu' mit Lieb' gepaart ... So blühe denn in ferne Zeiten / Im Frieden, deiner Bürger Fleiß / Mög' immerdar dein Los begleiten / Und Segen folge ihrem Schweiß.«

⁵⁰ Vgl. das Programm für die Feierlichkeiten vom 28. Juni bis 6. Juli 1890; Ulmer Tagblatt 1890, Nr. 149 (29.06.1890); H. Fink, Restaurierung und Ausbau des Ulmer Münsters, in: H. E. Specker (Hrsg.), Ulm im 19. Jahrhundert, Ulm 1990, S. 13 – 104.

⁵¹ Vgl. Festzug zur Vollendung des Ulmer Münsters (1377-1890) von Prof. G. Heyberger und J. Füßlen. Mit erklärendem Text von Prof. Dr. W. Osiander, Ulm [1890]; Der historische Festzug. Erinnerung an das vierhundertjährige Jubiläumsfest der Universität Tübingen, Arrangiert von C. Mayer, Details-Zeichnung von Maler Pilgram, Tübingen [1877].



Abb. 3: Festspiel mit lebenden Bildern 1899 (StA Freudenstadt).

Während die Freudenstädter Feier jedoch ganz auf das württembergische Regentenhaus zugeschnitten war, nutzten die Ulmer 1890 die Möglichkeit, gerade auch die »Zeit der höchsten Blüte der Reichsstadt« im Festzug vorzuführen.⁵² Neben der breiten Darstellung des reichsstädtischen Lebens im 14. und 15. Jahrhundert zählte zu den Höhepunkten des Zuges die Inszenierung des Einzugs Kaiser Karls V. im Jahre 1552. Dieses Ereignis aus der Zeit der konfessionellen Auseinandersetzungen war von den Initiatoren geschickt ausgewählt, da man hiermit auf die Kaisertreue der Ulmer im Fürstenaufstand von 1552 verweisen konnte. Mit dem anschließend einherziehenden Herzog Christoph als »Vertreter des evangelischen Glaubens«,⁵³ dem zahlreiche protestantische Theologen, darunter Johannes Brenz und Martin Frecht, folgten, wurde zumindest in konfessioneller Hinsicht die württembergische Perspektive gewürdigt.

Bemerkenswert ist der Aufwand, den die Ulmer bei der Ausgestaltung des Zuges betrieben haben: Über 1.700 Mitwirkende stellten in 42 Gruppen die Zeit vom 14. bis zum 19. Jahrhundert dar.⁵⁴ Zahlreiche Akteure, so wird berichtet, hätten sich »der

⁵² Ulmer Tagblatt 1890, Nr. 149 (29.06.1890).

⁵³ Ulmer Tagblatt 1890, Nr. 149 (29.06.1890).

⁵⁴ Schwäbische Kronik 1890, Nr. 153 (01.07.1890); Ulmer Tagblatt 1890, Nr. 149 (29.06.1890).



Abb. 4: Ulmer Münsterfest 1890: ein Ulmer Bürger als Kaiser Karl V. (WLB Stuttgart).

Aufgabe unterzogen, zum Festzug das Reiten zu lernen«. ⁵⁵ Insbesondere »die pünktliche Art, mit der alle Kostüme nach gründlichem Studium ins Einzelne, naturwahr und je ihrer Zeit entsprechend ausgearbeitet« ⁵⁶ waren, führte zur Feststellung, dass dieser »Festzug nach Pracht und Größe von keiner derartigen Unternehmung der letzten Zeit übertroffen« worden sei. ⁵⁷ Ebenso aufwendig gestaltet war das nicht weniger als sechs Mal aufgeführte Festspiel, ⁵⁸ das den Zuschauern mit »zu Herzen gehenden Bildern und Charakterzügen alles Arbeiten und Kämpfen, alles Harte, aber auch Schöne und Wackere der Altvorderen vor die Seele geführt« hat. ⁵⁹ Dieses Festspiel wurde durch einen Wettbewerb ausgewählt und in insgesamt 82 Proben einstudiert.

Diese Umstände machen deutlich, in welchem Maße die Bevölkerung bei der Darstellung von Geschichte in Festzug und Schauspiel beteiligt wurde. Bürgerliche Akteure mimten dabei adlige Lebensformen und identifizierten sich auch mit den darzustellenden historischen Persönlichkeiten. Bei der Vergabe der Rollen wurde jedoch

⁵⁵ Schwäbische Kronik 1890, Nr. 153 (01.07.1890).

⁵⁶ Schwäbische Kronik 1890, Nr. 153 (01.07.1890).

⁵⁷ Schwäbische Kronik 1890, Nr. 146 (23.06.1890).

⁵⁸ K. Oesterlen, Ulmer Münster-Festspiel 1890 in 3 Abteilungen mit 1 Vorspiel, 2 Zwischenspielen und 1 Nachspiel, Ulm 1890

⁵⁹ Schwäbische Kronik 1890, Nr. 153 (01.07.1890).



Abb. 5: Ulmer Münsterfest 1890: »Ulmia« (WLB Stuttgart).

nicht jede Hierarchie aufgelöst, sondern vielmehr darauf geachtet, »dass die Mitwirkenden denselben Kreisen angehören, die sie im Stück vertreten«. ⁶⁰ So wurde etwa Karl V. von dem angesehenen Rechtsanwalt Robert Leipheimer dargestellt, der wie die anderen zahlreichen Akteure in sorgfältig hergestellten Atelierphotographien festgehalten wurde (Abb. 4).

Neben der reichsstädtischen wurde auch die nationale Saite angeschlagen, wurde doch das Ulmer Münster nicht zuletzt als ein »Wahrzeichen des wiedererwachten deutschen Geistes« gesehen. ⁶¹ Einer solchen Einschätzung wurde dadurch Rechnung getragen, dass im abschließenden Wagen auf einem prächtigen Thronsessel »Germania« mit den Genien des Krieges und des Friedens einzog, »um zu zeigen, wie freudig Ulm nach errungener Einigung des deutschen Vaterlandes dem großen Ganzen sich eingeordnet hat.« ⁶² Nicht weniger beeindruckt war das Publikum von der »Ulmia« (Abb. 5), die im Festspiel eine poetische Zusammenfassung der Stadtgeschichte bot: »Der Korse selbst an's Thor mir pochte, / Der ganz Europa unterjochte, / Hat Ulm auch schimpflich eingenommen, / Dann ist die Stadt zu Bayern kommen; / Schloss

⁶⁰ Ulmer Tagblatt 1890, Nr. 151 (03.07.1890).

⁶¹ Schwäbische Kronik 1890, Nr. 148 (25.06.1890).

⁶² Ulmer Tagblatt 1890, Nr. 154 (06.07.1890).



Abb. 6: Keplerdenkmal in Weil der Stadt (WLB Stuttgart).

endlich dauernden Verband / Mit unserm Württemberger Land. / Jahrhundert lange Kriegespein / Bis heut' in Ulm kehrt' nimmer ein; / Es klingt wie holdes Engelsgrüßen, / Was wir zum Schluß noch melden müssen: / Ermannet hat sich das deutsche Land / Vom Bodensee zum Meeresstrand.«⁶³

Nicht jede in das Königreich Württemberg einverlebte Reichsstadt konnte freilich mit einer so bedeutsamen Geschichte aufwarten wie Ulm. Dies ließ sich teilweise dadurch kompensieren, dass man als »Vaterstadt« die Erinnerung an berühmte Söhne pflegte, und sie gleichsam als kulturelles Erbe in das Königreich einbrachte. In diesem Sinne wurde auch der in Weil der Stadt geborene Johannes Kepler als bedeutender Württemberger gefeiert und in Form eines 1870 enthüllten Denkmals (Abb. 6) verewigt. Zunächst stand die Regierung dem Projekt eines Keplerdenkmals in Weil der Stadt, dessen Realisierung von bürgerlicher Seite beharrlich verfolgt wurde, zumindest in finanzieller Hinsicht sehr reserviert gegenüber.⁶⁴ Um so selbstbewusster partizipierte sie dann aber bei den gerade auch von außerwürttembergischer Seite stark beachteten Enthüllungsfeierlichkeiten im Juni 1870, wo Kultminister von Geßler in seiner Rede Kepler vor allem als Sohn »unserer schwäbischen Heimath« würdigte und

⁶³ K. Oesterlen (s. A 58), S. 49.

⁶⁴ HStA Stuttgart, E 11, Bü 83.

zugleich das hohe Niveau der württembergischen Bildungsinstitutionen hervorhob, die auch der gefeierte Astronom durchlaufen habe.⁶⁵ Außerdem wurde die Feier als Symbol für den nunmehrigen konfessionellen Frieden im Königreich gedeutet, da das katholische Weil »dem protestantischen Kepler ein Denkmal aufgerichtet« habe.⁶⁶ Das Beispiel Kepler sei hier als Beispiel dafür angeführt, dass sich im Rahmen der landesgeschichtlichen Erinnerungskultur neben den Regenten und wichtigen historischen Ereignissen ein fester Kanon von bedeutenden Persönlichkeiten herausbildete, die jeweils einen bestimmten kulturellen Bereich ihrer Zeit repräsentierten, wie z.B. Brenz, Kepler, Andreä, Widerhold, Moser oder Schiller.

In der Residenzstadt Stuttgart war die Erinnerungskultur naturgemäß sehr stark vom Hof dominiert. So suchten die württembergischen Könige vielfach eine direkte Anbindung an besonders populäre Vorgänger aus der Dynastie und initiierten dazu entsprechende Feierlichkeiten. Die 1889 vorgenommene Enthüllung des Herzog-Christoph-Denkmal in Stuttgart bildete dabei lediglich den Höhepunkt eines von König Karl breit angelegten Gedenkens an den Vollender der Reformation in Württemberg.⁶⁷ Schon 1868 wurde der 300. Todestag dieses Fürsten durch landesweit angeordnete Feierlichkeiten zu einem »vaterländischen Festtag der Erinnerung« gestaltet.⁶⁸ Ebenso populär war der erste Herzog von Württemberg, Eberhard im Bart, dem in Stuttgart sogar zwei Denkmäler gewidmet wurden: 1859 wurde mit großen Feierlichkeiten im Ehrenhof des Neuen Schlosses ein Reiterstandbild enthüllt, mit dem nicht nur das »Andenken des ersten Herzogs von Württemberg, des Begründers der Ordnung und der bürgerlichen Freiheit« gepflegt, sondern auch der Stifter des Denkmals, König Wilhelm I. als »Wiederhersteller« der württembergischen Verfassung und als »Nachahmer« der Tugenden Eberhards gefeiert wurde.⁶⁹ Viel volkstümlicher dagegen war die von König Karl 1881 gestiftete Marmorgruppe, die den »reichsten Fürsten« im Schoße eines Untertanen zeigt.⁷⁰ Diese nach dem allseits bekannten Lied von Justinus Kerner gestaltete Szene wurde schlechthin »als ein Symbol des innigen Bandes zwischen Württembergs Fürstenhaus und Volk« gedeutet.⁷¹

Nicht nur in den Städten war im 19. Jahrhundert die Frage nach Bürgersinn und Identität gestellt worden, sondern auch auf Landesebene, in dem 1806 geschaffenen

⁶⁵ Staatsanzeiger für Württemberg 1870, Nr. 149 (28.06.1870).

⁶⁶ Staatsanzeiger für Württemberg 1870, Nr. 149 (28.06.1870).

⁶⁷ F. Schmoll, Die verewigte Nation. Studien zur Erinnerungskultur von Reich und Einzelstaat im württembergischen Denkmalkult des 19. Jahrhunderts, Stuttgart 1995, hier S. 111 – 114, 343.

⁶⁸ Staatsanzeiger für Württemberg 1868, Nr. 305 (24.12.1868); vgl. G. Faix, Vaterländische Geschichte als öffentliches Ereignis im Königreich Württemberg, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 59 (2000), S. 119-139, bes. S. 123 – 128.

⁶⁹ Schwäbische Kronik 1859, Nr. 294 (14.12.1859); vgl. auch F. Schmoll (s. A 67), S. 108 f., 341 f.

⁷⁰ Vgl. F. Schmoll (s. A 67), 109 – 111, 342.

⁷¹ Staatsanzeiger für Württemberg 1881, Nr. 126 (02.06.1881).

Königreich, das nach der territorialen Revolution aus dem traditionell protestantischen Kerngebiet und den einverlebten Neulanden mit einem erheblichen Anteil katholischer Bevölkerung bestand. In diesen ehemaligen Reichsstädten und Klosterherrschaften wurde jetzt die altwürttembergische Geschichte zum verpflichtenden Lehrstoff in der Schule.⁷² Eine wichtige Rolle in diesem Prozess spielte nun gerade Eberhard im Bart, dessen Regierungszeit vor der Reformation lag und der deshalb auch für die Katholiken als identitätsstiftende Leitfigur eingesetzt werden konnte.

Dass ein solcher Adaptionsprozess in den neuwürttembergischen Gebieten durchaus vollzogen wurde, zeigt der Ravensburger Festzug anlässlich der 1000-Jahr-Feier im Jahre 1902.⁷³ In dreißig farbenprächtigen Gruppen wurde die Geschichte Ravensburgs von der Urzeit bis zur Reichsgründung 1871 dargestellt, wobei selbstverständlich die Welfenzeit, die städtische Entwicklung in der Stauferzeit, die Bedeutung der Zünfte und des Fernhandels eine besondere Rolle spielten. Der »schönste Wagen des ganzen Festzugs«⁷⁴ jedoch illustrierte den Übergang Ravensburgs an Württemberg (1810), der in den offiziellen Beschreibungen als überaus positiver Beginn eines neuen Aufschwungs dargestellt wurde.⁷⁵ Weder die »Ravenspurgia« noch die »Germania« standen hier im Mittelpunkt, sondern, unter einem mit dem königlich-württembergischen Wappen gezierten Baldachin, eine »Württembergia«, Lorbeerkränze über die Büsten der Majestäten haltend. Vor dem Thron gruppierten sich allegorische Darstellungen der Gerechtigkeit, der Kunst und der Wissenschaft. Im vorderen Teil des Wagens befand sich ein großes Modell der oben erwähnten Stuttgarter Eberhardsgruppe, das als Symbol »der unverbrüchlichen Treue« des Volkes, der ganze Wagen aber als »Ausdruck des Dankes, der Liebe und Verehrung zu unserem Herrscherhause« gewertet wurde.⁷⁶ Das Beispiel zeigt, dass sich die neuwürttembergischen Gebiete durchaus in einem Spannungsfeld befanden zwischen einer selbstbewussten Demonstration der eigenen, in diesem Falle reichsstädtischen Vergangenheit und der erwarteten Huldigung an Württemberg.

Die Integration neuwürttembergischer Territorien blieb bis in das 20. Jahrhundert hinein ein sehr sensibles Feld. Dennoch schienen auch hier öffentlichkeitswirksame Feierlichkeiten als geeignetes Mittel, vermeintliche und auch tatsächliche Erfolge nach außen zu dokumentieren. Auch die Ulmer, die 1890 vor allem die reichsstädti-

⁷² Vgl. etwa die Funktion von Wandbildern aus der württembergischen Geschichte in den Schulen des Landes; G. Faix (s. A 68), S. 133 – 136.

⁷³ Historischer Festzug zu Ravensburg (Württemberg) am 3. und 4. August 1902. Zur Feier der ungefähr 1000-jährigen Entstehung der Stadt. 30 Gruppen aus der Geschichte Ravensburgs, Ravensburg [1902].

⁷⁴ Staatsanzeiger für Württemberg 1902, Nr. 179 (04.08.1902).

⁷⁵ Erläuterungen zu den 30 Kunstblättern aus der Geschichte der Stadt Ravensburg in Württemberg. Entworfen für den projektierten historischen Festzug 1902 zur Feier der 1000-jährigen Entstehung der Stadt, [Ravensburg] [1902], hier S. 17; Oberschwäbischer Anzeiger 1902, Nr. 207 (04.08.1902).

⁷⁶ Erläuterungen (s. A 75), S. 17. Oberschwäbischer Anzeiger 1902, Nr. 207 (04.08.1902); Nr. 208 (05.08.1902). Staatsanzeiger für Württemberg 1902, Nr. 179 (04.08.1902).

sche und die nationale Perspektive betonten, konnten hier durchaus flexibel agieren, als 1910 anlässlich der hundertjährigen Zugehörigkeit zu Württemberg eine gemeinsame Feier der neuwürttembergischen Gebiete in der Donaustadt angeregt wurde.⁷⁷ Diese »Württembergfeier« sollte rückblickend zum Ausdruck bringen, »dass in den vergangenen hundert Jahren gemeinsamen Zusammenlebens die Altwürttemberger und die Neuwürttemberger eng miteinander verwachsen sind.«⁷⁸ Gleichzeitig versprach man sich von dieser »echt vaterländischen Feier« auch positive, in die Zukunft wirkende Impulse, namentlich dass sie »in den Seelen klare Bilder« zurücklasse »von dem dunklen Einst und dem helleren lichterem Jetzt«.⁷⁹

Die internen Diskussionen und Überlegungen verdeutlichen jedoch, dass ein solch klares Motto aufgrund regionaler Interessen und Sensibilitäten zumindest nicht unproblematisch war.⁸⁰ So stand die Regierung dem Vorhaben zunächst sehr reserviert gegenüber, da sie Zweifel hatte, ob von »oberschwäbischer Seite nicht eine ausge dehnte Lokalisierung statt der in Aussicht genommenen Zentralisierung gewünscht« werden würde.⁸¹ Außerdem schien es mit Blick auf die früheren Territorial- und jetzigen Standesherrn fraglich, ob eine solche Feier »allseitige Zustimmung bei den Beteiligten finden« würde.⁸² Erst als die Programmplanung festere Formen angenommen hatte und zu erwarten war, dass bei dem Fest »der vaterländische Geist und die Treue zum württembergischen Königshaus in warmherziger Weise zum Ausdruck« kommen würde, konnte sogar die Teilnahme der allerhöchsten Majestäten in Aussicht gestellt werden.⁸³ Auf der Seite der beteiligten Bezirke kam es dagegen über die Formen und auch den jeweiligen Anteil der geschichtlichen Selbstdarstellung zu kontroversen Diskussionen, in denen sich die Stadt Ulm gegen alle anderen durchsetzen konnte. So wurden bei dem Festspiel mit »lebenden Bildern«, das als zentrale Veranstaltung eigentlich alle neuwürttembergischen Gebiete berücksichtigen sollte, allein Themen aus der Ulmer Geschichte dargestellt.⁸⁴

⁷⁷ Programm zur Feier der 100-jährigen Zugehörigkeit der früheren Reichsstädte Ulm, Bopfingen ... zum Königreich Württemberg; 24. bis 28. August 1910 in Ulm, Ulm 1910.

⁷⁸ Staatsanzeiger für Württemberg 1910, Nr. 186 (12.08.1910).

⁷⁹ Staatsanzeiger für Württemberg 1910, Nr. 197 (25.08.1910).

⁸⁰ HStA Stuttgart, E 151/01, Bü 2931, Nr. 12.

⁸¹ HStA Stuttgart, E 151/01, Bü 2931, Nr. 12, 4.

⁸² HStA Stuttgart, E 151/01, Bü 2931, Nr. 12, 5.

⁸³ Staatsanzeiger für Württemberg 1910, Nr. 197 (25.08.1910).

⁸⁴ T. Ebner, Aus alter und neuer Zeit. Dichtung mit lebenden Bildern. Zur Feier der 100-jährigen Zugehörigkeit der Reichsstädte Ulm, Bopfingen, Buchhorn, Leutkirch und Wangen, sowie von Teilen der jetzigen Oberämter Crailsheim, Ellwangen, Geislingen, Gerabronn, Laupheim, Leutkirch, Mergentheim, Neresheim, Tettmang, Ulm und Wangen zum K. Württemberg 24., 27. und 28. August 1910, Ulm [1910]. – Folgende Ereignisse wurden dargestellt: 1. Grundsteinlegung des Münsters, 1377. 2. Blüte des Ulmer Handels um 1550. 3. Ulm wird württembergisch, 1810. 4. Der Schneider von Ulm, 1811. 5. Das Ulmer Fischerstechen, 1865. 6. Der Einzug der Sieger, 1871. 7. Vollendung des Münsters, 1890. 8. Ulm wird vom Festungswall befreit, 1900. 9. Dem Königspaar.

Noch stärker als beim Ravensburger Festzug stand dabei die Huldigung an Württemberg ganz und gar im Vordergrund, wenn beim dritten Bild »Ulm wird Württembergisch (1810)« die Stadtgeschichte in der frühen Neuzeit als dunkles Kapitel geschildert wurde: »Durch trüber Zeiten Drangsal geht der Weg, / Der nun uns durch der Jahre Wechsel führt, / Ein Gären wars, ein Wanken und ein Schwanken, / Ein Suchen wars nach einem festen Halt.«⁸⁵ Umso freudiger konnte schließlich der Übergang an Württemberg als hoffnungsvoller Beginn einer neuen Blütezeit gebührend gewürdigt werden: »Vorbei war nun das Harren und das Zagen / Und fest der Grund für unsrer Stadt Gedeihn.«⁸⁶ Dementsprechend wurde auf der Bühne die jubelnde Bevölkerung bei der Übergabe der Stadtschlüssel an Württemberg inszeniert.⁸⁷ König Wilhelm II. brachte die »lebhafteste Befriedigung über Alles Gesehene« zum Ausdruck und versicherte, dass »den nunmehr 100-jährigen württembergischen Landesleuten dasselbe warme Herz entgegenschläge, wie jenen anderen, in denen seine Wiege stand.«⁸⁸

Die öffentliche Erinnerung an vaterländische Geschichte spielte im Königreich Württemberg eine wichtige Rolle und wurde über allgemeine kulturpolitische Zielsetzungen hinaus zur Stabilisierung der bestehenden Verhältnisse gepflegt. Die städtische Geschichtskultur bot dabei ein wichtiges Komplement zur staatlichen, da bei vielen Anlässen ein harmonisches Miteinander von Volk und Dynastie beschworen wurde. Außerdem lieferten die Städte durch ihr Gedenken an herausragende lokale Ereignisse und Persönlichkeiten einzelne Bausteine, die insgesamt in den Kanon eines württembergischen Geschichtsbildes eingeflossen und immer wieder neu eingeübt worden sind. Aus dem Bereich neuwürttembergischer Traditionen konnten bestenfalls die bedeutenden Reichsstädte, allen voran Ulm, bestehen; ehemalige Kloster- oder Adels Herrschaften sind dagegen kaum repräsentiert.

Neben dieser überregionalen Bedeutung bilden die beabsichtigten und auch erzielten Wirkungen des städtischen Rekurses auf Geschichte ein breites Spektrum, das von der Volksbelustigung, über touristische Effekte bis zur Geschichtsvermittlung und der Ausbildung von städtischer Identität reichte. Hierzu trug nicht zuletzt die aktive Einbeziehung breiter Bevölkerungsgruppen in das Geschehen bei. Mit solchen bürgerlichen Selbstdarstellungen wurden schließlich auch gesellschaftliche Normen propagiert und die soziale Ordnung bekräftigt.

⁸⁵ T. Ebner (s. A 84), S. 7.

⁸⁶ T. Ebner (s. A 84), S. 8.

⁸⁷ Vgl. die Abb. 3 bei G. Faix (s. A 68), S. 131.

⁸⁸ Staatsanzeiger für Württemberg 1910, Nr. 197 (25.08.1910).

Alice von Plato

Stadttjubiläen im Nationalsozialismus

*Propaganda von oben oder Konsens von unten?*¹

Wer an Feste und Feiern im Nationalsozialismus denkt, dem fallen unweigerlich als erstes die großen inszenierten Nürnberger Parteitage ein,² auf denen begeisterte Massen ein Schauspiel der gelungenen Beeinflussung und Faszination durch die Nazis lieferten, ein beklemmendes Zeugnis der Ergebenheit gegenüber dem Führer. Vielleicht erinnern sich ältere Zeitgenossen noch an manche der regelmäßig wiederkehrenden Festtage des nationalsozialistischen Feierjahres, die in ganz Deutschland zelebriert wurden, vom Tag der Machtergreifung (30.1.) über den »Heldengedenktag« (16.3.) und »Führers Geburtstag« (20.4.) bis hin zum 9. November, dem Tag der »Märtyrer der Bewegung«. Die meisten dieser Feiern waren klar reguliert. Die Rolle der Bevölkerung war festgelegt und ließ kaum Spielräume zu. Und auch an den nationalsozialistischen Gedenktagen, die keine Feiertage waren, wurde genauestens geregelt, wie in Betrieben und öffentlichen Verwaltungen die Teilnahme gesichert werden konnte. Belegschaften mussten in Kantinen versammelt werden, um stundenlange Radiouebertragungen aus Berlin zu verfolgen.³

Wenn man heute Bilder von Stadttjubiläen betrachtet, dann fallen jüngeren Beobachtern zunächst die einheitlich geschmückten Städte auf, wobei neben Blumen Haken-

¹ Dieser Text ist im Rahmen des von der VolkswagenStiftung geförderten Forschungsprojekts »Stadt und Diktatur« am Historischen Seminar der Universität Hannover entstanden. Das Projekt untersucht das Verhältnis von urbaner Kultur und staatlichem Herrschaftssystem in den 1930er und 1960er Jahren und steht unter der Leitung von Adelheid von Saldern. Für Diskussionen und Anregungen möchte ich daher ihr, Elfie Rembold und Lu Seegers danken. Der Text beruht auf einem Vortrag im Mai 2000. Da das Projekt erst im Januar 2000 seine Arbeit aufnahm, handelt es sich hier um eine erste Skizze zum Thema Stadttjubiläen.

² Vgl. U. Thamer, Faszination und Manipulation. Die Nürnberger Reichsparteitage der NSDAP, in: U. Schultz (Hrsg.), Das Fest. Eine Kulturgeschichte von der Antike bis zur Gegenwart, München 1988, S. 341 – 351. K. Vondung, Magie und Manipulation. Ideologischer Kult und politische Religion des Nationalsozialismus, Göttingen 1971.

³ So z.B. am 30.01.1937 in städtischen Geraer Einrichtungen: Die Ansprache Hitlers wurde direkt übertragen; es wurde sogar aus Berlin empfohlen, dass vorher zu frühstücken sei, weil gleichzeitiges Essen verboten war. Außerdem durften keine Angestellten fehlen, sondern sie hatten fünf Minuten vor Beginn der Übertragung ihre Plätze einzunehmen; vgl. StA Gera, Korrespondenz zwischen staatlichen und städtischen Behörden (Stadtvorstand zu Gera – Hauptamt – Repräsentationspflichten des Oberbürgermeisters. Festlichkeiten und Feierlichkeiten betr. III B 1/3370 Bd. 5). Herrn Brodale, Frau Volkmann und Frau Friedemann vom Stadtarchiv Gera bin ich für ihre sachkundige Hilfe bei der Quellensichtung und Materialbeschaffung dankbar.

kreuze auf Wimpeln und Fahnen dominieren und viele Uniformierte zu sehen sind. Auch auf den Jubiläumsfeiern wurden nationalsozialistische Lieder gesungen, und es gibt Bilder, auf denen die Zuschauer den Arm zum »Hitlergruß« heben. Schon Wochen vor einem Jubiläum ergingen in den Zeitungen Aufrufe an die Bürger, beim Schmücken der Stadt mitzuwirken; öffentliche Einrichtungen erhielten ebenfalls Weisungen. Zudem wurde erwartet, dass die Beamten und Angestellten des Öffentlichen Dienstes, aber auch alle anderen Bürger die Fronten ihrer privaten Häuser schmückten.⁴

In der Forschung herrschte lange eine Sicht auf die nationalsozialistischen Feiern vor, die davon ausging, dass alle Feste streng organisiert waren und den beteiligten Stadtrepräsentanten und Bürgern nur eine Statistenrolle, jedoch keine Eigeninitiative überließen.⁵ Außerdem wurden die NS-Feiern stark von vorangegangenen Festtraditionen unterschieden. Wichtiger noch war in der Nachkriegszeit in beiden deutschen Staaten die Vorstellung, dass die eigenen Feiern sich grundlegend von den nationalsozialistischen absetzten.

Im Folgenden soll es vor allem um die 700-Jahrfeier von Gera im Jahre 1937 gehen und hierbei um zwei Themenkomplexe:

1. Die Frage nach der Einbindung der Bevölkerung: Waren die Jubiläen Pflichtveranstaltungen, denen man nur ungern nachkam, oder gab es aktive Formen der Teilnahme – und wenn es diese gab, standen sie dann nur linientreuen Parteigenossen offen, oder beteiligten sich auch weniger engagierte Personen? Was bedeutete dies wiederum für die Feste?
2. Die Frage nach etwaigen Kontinuitäten vor 1933 und nach 1945: Welche Festelemente gab es schon vor der Machtübernahme? Welche kamen neu hinzu, oder welche anderen wurden weggelassen? Gab es mit den Jubiläen verbundene Elemente, die nach 1945 in der DDR und in der Bundesrepublik weiter florierten?

Das zehntägige Jubiläum von Gera scheint, soweit ich das im Vergleich mit anderen Jubiläen feststellen konnte, relativ »typisch« verlaufen zu sein.⁶ Kleinere Orte feierten allerdings kürzer. Das Festprogramm setzte klare Schwerpunkte: Es begann an einem Freitag im August 1937 mit einer Kranzniederlegung – in Gera geschah dies zu Ehren Heinrichs IV. von Weida, dem Gründer und ersten Vogt der Stadt. Die nächsten Tage, vor allem Sonnabend und Sonntag sowie das folgende Wochenende, waren

⁴ Vgl. z.B. einen Artikel im Vorfeld des Geraer Stadtjubiläums, »Auch du, lieber Volksgenosse, hast Pflichten deiner Heimatstadt gegenüber ...«, in: Geraer Stadt-Zeitung, 09.07.1937.

⁵ Zur älteren historischen Forschungsliteratur: M. Maurer, Feste und Feiern als historischer Forschungsgegenstand, in: Historische Zeitschrift 253 (1991), S. 101 – 130; K. Bergmann, »Gedenktage, Gedenkjahre und historische Vernunft«, in: Geschichte lernen, H. 49 (1996), S. 11 – 19.

⁶ Zum Forschungsüberblick über nationalsozialistische Feiern vgl. W. Freitag (Hrsg.), Das Dritte Reich im Fest. Führermythos, Feierlaune und Verweigerung in Westfalen 1933 – 1945, Bielefeld 1997 und K. Minner, Erinnerung und Modernität. Westfälische Ortsjubiläen im Dritten Reich, Münster 1999, S. 12 – 15. Diese beiden Studien haben auch hier geäußerte Thesen beeinflusst und Vergleiche ermöglicht.

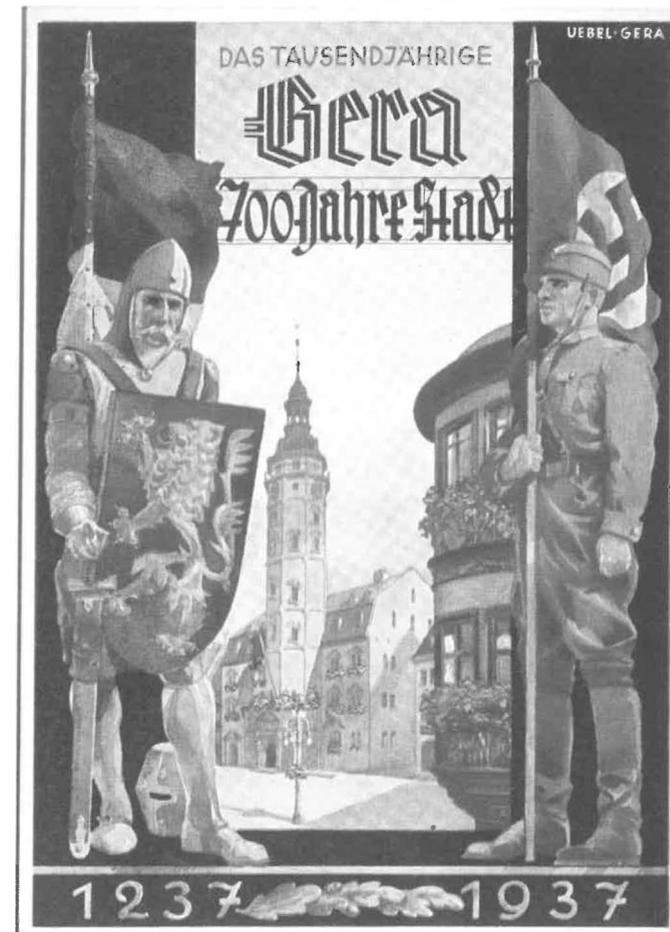


Abb. 1: Postkarte zur 700-Jahr-Feier in Gera 1937.

prall gefüllt, wobei die Wochenenden natürlich die publikumswirksamsten Veranstaltungen enthielten. Schon morgens wurde die städtische Bevölkerung durch Böllerschüsse oder mit Musik von Spielmannszügen geweckt. Dann gab es ein sehr vielfältiges Programm, das von der Taufe eines Hochleistungs-Segelflugzeuges über Konzerte bis hin zu Ausstellungen und der Aufführung eines eigens für das Jubiläum geschriebenen Theaterstückes reichte.⁷ Ein großes Volks- und Marktfest wurde vom Geraer Verkehrsverein veranstaltet. Nicht zuletzt sollte auch der Fremdenverkehr angeregt werden. Für Sportbegeisterte wurde ein Fußballspiel gegen den Meisterclub HSV sowie ein reichsoffenes Schwimmfest ausgerichtet.

⁷ Vgl. Das tausendjährige Gera feiert seinen 700. Geburtstag als Stadt. Festfolge, Gera o.J. [1937], StA Gera [121].

Die einzelnen Wochentage waren verschiedenen Schwerpunkten gewidmet: Es gab einen Tag der Schulen, einen Tag der Bewegung, einen der Vororte, einen der »Alten Geraer« mit einer Wiedersehensfeier für ehemalige Bürger der Stadt und der Freitag wurde zum Tag der Frauen. Allein mit der geschickten Schwerpunktsetzung der einzelnen Festtage unter der Woche war gewährleistet, dass ein Großteil der Bevölkerung von den festlichen Aktivitäten erreicht wurde. Den Abschluss des gesamten Festgeschehens markierte ein Riesenfeuerwerk.

An der Vorbereitung und Durchführung der Veranstaltungen waren neben der nationalsozialistischen Stadtverwaltung auch Parteiorganisationen maßgeblich beteiligt. Dennoch wäre es falsch, nationalsozialistische Stadtjubiläen isoliert von städtischen Traditionen zu betrachten. Viele Programmpunkte hatte es andernorts schon seit dem 19. Jahrhundert oder in den 20er Jahren gegeben. Hierzu gehörten der Festakt vor Publikum in oder vor dem Rathaus, das Volksfest auf dem Festplatz, der Festball, ein Fackelzug, ein Theaterstück, ein großes Feuerwerk oder bengalische Beleuchtung – und als publikumswirksamer Höhepunkt ein Festzug. All diese Veranstaltungen wurden in die nationalsozialistischen Feiern der 30er Jahre integriert.⁸ Wie in den meisten der Schauspiele, die von feierfreudigen Städten in Auftrag gegeben wurden, so ging es mehr noch im Festzug um die Stadtgeschichte. Dass auch der historische Festzug keine Erfindung der Nationalsozialisten darstellte, muss an dieser Stelle wohl kaum betont werden.⁹

Bevor ich im Folgenden näher auf den Festumzug eingehen werde, soll nach dieser knappen Aufzählung der Kontinuitätslinien noch eine der deutlichsten Veränderungen der nationalsozialistischen Stadtjubiläen gegenüber ihren Vorläufern erwähnt werden. Im kleinen Heftchen mit der offiziellen »Festfolge« fehlt ein Element, das bei städtischen Feiern zuvor das Feierprogramm eröffnete hatte: der Festgottesdienst. Dieser wurde zumeist ersatzlos gestrichen, stattdessen wurde eine Feierstunde mit Kranzniederlegung abgehalten. Damit wird einer der wichtigen, aber natürlich kaum erstaunlichen Brüche belegt: Die Kirche büßte in den 30er Jahren ihre Rolle innerhalb der Stadtjubiläen ein.¹⁰ Aber nicht überall gaben sich die Kirchen völlig geschlagen: In Gera hatte man offensichtlich eine Kompromisslösung gefunden. Zum einen war einer der Beteiligten der erwähnten Kranzniederlegung am Grab des Stadtgründers ein Pfarrer, wenn auch nach den Inhalten seiner Ansprache zu urteilen, nationalsozialistisch gesinnt. Zum anderen gab es, wie kleinen Ankündigungen in der Zeitung, aber

⁸ R. Fritsch, Stadt- und Ortsjubiläen in Lippe. Untersuchungen zum Wandel eines Festtyps, in: K. Dröge/I. Tappe, Festkultur in Lippe. Beiträge zum öffentlichen Festwesen im 19. und 20. Jahrhundert, Münster 1994, S. 47 – 92, S. 23.

⁹ Vgl. andere Beiträge in diesem Heft sowie: W. Hartmann, Der historische Festzug. Seine Entstehung und Entwicklung im 19. und 20. Jahrhundert, München 1976; K. Tenfelde, Adventus. Zur historischen Ikonologie des Festzugs, in: Historische Zeitschrift, Bd. 235 (1982), S. 45 – 84.

¹⁰ K. Mimmer (s. A 6), S. 75 ff.

nicht der offiziellen Broschüre mit der Festfolge zu entnehmen ist, am ersten Sonntag durchaus Festgottesdienste mit besonderen Musikeinlagen, die als »Kirchenmusik am Sonntag« angekündigt wurden.¹¹

Im Gegensatz zur Religion spielte die Geschichte weiterhin eine Hauptrolle in der städtischen Inszenierung der Stadtjubiläen. Für die Festzüge der dreißiger Jahre wurde großer Aufwand betrieben, und sie ähnelten einander in ihren einzelnen Bildfolgen. Häufig wurde ein professioneller Kostümverleih an der Realisierung beteiligt, so auch in Gera.¹² Die inhaltliche Planung oblag hier im übrigen weitgehend dem Stadtarchivar Ernst Kretschmer, der keineswegs ein linientreuer Nationalsozialist, sondern Freimaurer war. Im Zusammenhang mit der Fragestellung, wer sich aktiv an der Ausrichtung des Stadtjubiläums beteiligte, beeindruckt schon die offiziell angegebene Zahl von 2.700 Personen (bei insgesamt etwa 84.000 Einwohnern Geras). Das entspricht einem Anteil von mehr als drei Prozent der Bevölkerung, der allein an diesem Tag mitmarschierte. Hinzu kommen die Zuschauer am Straßenrand. Hier dürften viele Verwandte und Bekannte der Umzugsteilnehmer gestanden haben.

Es gab allein 32 Kutschen und fast hundert Reiter, unter ihnen viele Angehörige der regionalen SS und SA. Der Großteil der Mitläufer (im engeren Sinne des Wortes) waren Zivilisten aus den unterschiedlichen Bereichen des städtischen Lebens – von den Sportvereinen bis zu den Handwerksinnungen, aber natürlich auch von den nationalsozialistischen Basisorganisationen wie Hitlerjugend oder Deutsche Arbeitsfront.

Wie erwähnt, lag der inhaltliche Schwerpunkt des Festzuges bei der Darstellung der Geschichte:¹³ Von den insgesamt 52 *tableaux vivants* waren 38 der Geschichte der Stadt gewidmet: Die Marschierenden verkörperten u. a. Steinzeitmenschen, Germanen der Bronzezeit, adlige Stadtherren, mittelalterliche Bürger sowie Französische Besatzer und Soldaten des Ersten Weltkrieges. Den Schlusspunkt bildeten »Darsteller« der »nationalsozialistischen Bewegung«. Ganz deutlich mündete die Stadtgeschichte in die »Neue Zeit«. Die NS-Formationen des letzten – umfangreichsten – historischen Bildes stellten einen direkten Bezug zur zeitgenössischen Politik her: Der Titel des Bildes lautete: »Mit Adolf Hitler ins Dritte Reich«. Auf die geschichtlichen Darstellungen folgten sieben Gruppen, die das (nationalsozialistische) Institutions- und Vereinsleben der Stadt präsentierten. Ein Spielmannszug der Feuerwehr spielte auf, eine Gruppe des Reichsluftschutzbundes zeigte ihre Ausrüstung, und drei Festwagen vermittelten die »Errungenschaften« von »Kraft durch Freude«. Danach kamen Turn- und Sportvereine sowie Schützengesellschaften, Militärvereine und ein Spielmannszug der NS-Marine-Kameradschaft von Gera sowie des örtlichen Kolonialkriegerbundes. Die restlichen sieben Gruppen bebilderten die städtische Wirtschaft und wa-

¹¹ Geraer Stadt-Zeitung, 20.08.1937.

¹² Vgl. zum gesamten Absatz die offizielle Planung in: *StA Gera: Der Oberbürgermeister der Stadt Gera – Hauptamt – Straßenprogramm* [Bestand Kap. III B 1/1772].

¹³ Vgl. Festzugfolge (s. A 7).



Abb. 2: »Germanen« beim historischen Festzug in Gera 1937.

ren teilweise besonders gut ausgestattet – d. h. es gab geschmückte Wagen oder sogar mehrere Festwagen pro Gruppe. Hier wurde heimischen Handwerkern und Industriebetrieben die Gelegenheit gegeben, sich selbst darzustellen. Einer der aufwendigsten Wagen war mit einer Riesenspinne dekoriert und stellte das heimische Spinnereigewerbe dar.

Die Bedeutung, die dem Festzug beigemessen wurde, lässt sich schon daran ablesen, dass es sogar eine eigene Veröffentlichung von Seiten der Stadtverwaltung gab, in der alle Bilder kurz kommentiert wurden. Offenbar wurde in Gera der Darstellung der eigenen Geschichte für die Identifikation auf der lokalen und regionalen Ebene von offizieller Seite Bedeutung eingeräumt.¹⁴ Darüber hinaus konnte innerhalb des städtischen Bezugsrahmens etwas verwirklicht werden, was auf der nationalen Ebene nicht möglich war: Da Bürger der Stadt selbst die »Stadien« ihrer Geschichte verkörperten, kann vermutet werden, dass ein gewisses Maß an Identifikation mit dieser teileologisch dargestellten Geschichte und damit auch der nationalsozialistischen Gegenwart im letzten der »historischen« Bilder erreicht wurde.

¹⁴ Das tausendjährige Gera feiert seinen 700. Geburtstag als Stadt. Der Festzug. Ein Stück Stadt- und Landesgeschichte im Wandel von Jahrtausenden, *StA Gera* [120].

Und natürlich war auch die Geschichtsbetrachtung entfernter liegender Perioden durchaus von der zeitgenössischen Perspektive geprägt; die Betonung der steinzeitlichen und germanischen Vorfahren oder anderer nordischer Menschengruppen und deren Darstellung passten ins Bild der Zeit. Den Darstellern selbst scheint besonders die Verkörperung von verwildert aussehenden Gestalten mit Perücken auf dem Kopf und spärlicher Fellkleidung am Körper, dafür jedoch mit erlegtem Bären und Keulen schwingend, Spaß gemacht zu haben.¹⁵ Doch lassen wir uns nicht täuschen. Nicht alle dieser Elemente waren neu oder erst mit dem Nationalsozialismus verbunden.

Dies lässt sich am Beispiel der Germanen zeigen. Auch in früheren Stadtjubiläen – in den 20er Jahren bzw. vor der Machtergreifung – hatten Germanen häufig eine besondere Rolle gespielt.¹⁶ Die Identifikation der Deutschen mit den Germanen war auch im internationalen Rahmen nicht neu. So waren beispielsweise die Deutschen schon auf den Pariser Weltausstellungen des 19. Jahrhunderts mit Darstellungen ihrer germanischen Vorfahren identifiziert worden, wobei die Germanen im »feinen« Paris eher für die unzivilisierte und grobe Lebensart der Deutschen standen. Im Rahmen der lokalen Identifikation mögen die Germanen dagegen – ähnlich wie in anderen Ländern die jeweiligen Vorfahren – einen Bezug zur urtümlichen deutschen Kultur hergestellt haben, die gegen dekadente Einflüsse aus dem Ausland verteidigt werden sollte.¹⁷

Abschließend möchte ich einige allgemeinere Einschätzungen der Stadtjubiläen im Nationalsozialismus versuchen. Vielleicht hat dieser knappe Abriss deutlich gemacht, dass die Politik zwar nicht aus dem Spiel gelassen wurde, die Feiern dennoch sehr weitgehend als Heimatfeste konzipiert waren. Sie fanden zwar mit Unterstützung der NSDAP statt, die ihrerseits in der Stadt verankert war, hatten aber zugleich einen anderen Charakter als die fest von oben gesteuerten Nationalfeiertage. Indem sie Geschichte und regionale Tradition sowie ein ausgeprägtes Heimatgefühl mit den modernen städtischen Leistungen, den Konsumangeboten und dem wirtschaftlichen

¹⁵ Diesen Anschein erweckt eine Fotosammlung des Stadtarchivs Gera. Auf den Fotos setzten sich die grinsenden Wilden der Vergangenheit besonders deutlich von den adrett und korrekt gekleideten Zeitgenossen ab. Eine genauere Analyse der dargestellten *tableaux vivants* erfolgt in dem für 2002 geplanten Sammelband, der von Adelheid von Saldern herausgegeben wird.

¹⁶ Charlotte Tacke berichtet z.B. von einem Germanenzug im Rahmen der nationalen 1900-Jahrfeier der Schlacht im Teutoburger Wald im Jahre 1909; vgl. *Ch. Tacke*, *Denkmal im sozialen Raum: nationale Symbole in Deutschland und Frankreich im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1995, S. 229 ff. Und ebenfalls in dieser Region feierte ein kleiner Ort namens Sonneborn 1931 seinen Geburtstag, der als Sonnenwendfeier inszeniert wurde und ein passendes Theaterstück enthielt. In diesem Stück ging es um den Geburtsort der Sonne – und um den heldenhaften Kampf Armin des Cheruskers gegen die Südländer usw.; vgl. *R. Fritsch* (s. A 8), S. 60 f.

¹⁷ Vgl. *A. von Plato*, *Die »Majestät der Geschichte« vor einem Millionenpublikum. Geschichtsdarstellungen auf den Pariser Weltausstellungen des 19. Jahrhunderts*, in: *WerkstattGeschichte 23* (1999), S. 55. Fritsch zeigt zudem, dass die Verbundenheit mit den Germanen auf lokaler Ebene mit dem Ende des Nationalsozialismus nicht überall völlig desavouiert war; vgl. *R. Fritsch* (s. A 8), S. 69.

Aufschwung verbanden – und dies geschah nicht nur im geschilderten Festzug, sondern war insgesamt eines der Charakteristika der Stadtjubiläen –, erleichterten sie auch den unpolitischen Bürgern die Identifikationsmöglichkeiten mit ihrer Stadt. Auf diesem Wege vermittelten die Stadtjubiläen gerade durch ihre Eigenständigkeit eine Loyalität mit dem aktuellen nationalsozialistischen Staat, die sich eher indirekter als direkter Formen bediente. Durch die massenhafte Einbeziehung aller Bevölkerungsschichten – wieder nicht nur im Festzug, sondern auch in den erwähnten einzelnen Festtagsschwerpunkten – erhöhten die Stadtjubiläen zudem die Partizipationsmöglichkeiten für weite Teile der Bevölkerung. Eine der besonderen Leistungen war die Vermischung nationaler Geschichte mit lokalen Ereignissen. Die Erinnerung an historische Epochen und Ereignisse sowohl in den »guten alten Zeiten« als auch in den erlittenen Niederlagen war hier identifikationsstiftend.¹⁸ So erhielten die Interpretation und Darstellung der Geschichte innerhalb der nationalsozialistischen Jubiläumsfeiern keine neue Funktion, wurden aber teilweise mit neuen Elementen vermischt, die wiederum gut ins Konzept der NSDAP passten. Katrin Minner fasst diese Funktion folgendermaßen zusammen: »Die Ortsjubiläen im Dritten Reich charakterisierte ... der Brückenschlag Heimat – Vaterland – Nation. Aus der lokalen Verbundenheit sollte die Identifikation und das Eintreten für die ›deutsche Heimat‹ bzw. das ›großdeutsche Vaterland‹ hervorgehen.«¹⁹

Es wäre also falsch, die Jubiläen als reine »von oben« gesteuerte Propagandaveranstaltungen zu sehen. Ihre Ambivalenz lag darin, dass sie als öffentliche Ereignisse zum Schnittpunkt von Widersprüchen wurden wie kaum eine andere städtische Repräsentation. Auch nicht politisch gebundene Personen waren aktiv an der Ausrichtung und passiv an der Feier beteiligt. Minner spricht von einem »Gewährenlassen seitens der Partei, die die Jahrhundertfeiern nicht als NS-Fest inszenierte, sondern auf Traditionen zurückgriff.«²⁰ Auf Traditionen allerdings, die das nationalsozialistische Deutschland als folgerichtigen Zielpunkt der historischen Entwicklung erscheinen ließen. Und bei aller Gegenüberstellung von »Partei« und »Bevölkerung« darf nicht vergessen werden, dass die ortsansässigen Nationalsozialisten meist keine »Fremdkörper« in ihrer Heimatstadt darstellten, sondern hier verwurzelt waren, und dass ihnen selbst dadurch die heimatlichen Traditionen nicht fremd waren, sondern nahe standen.

Die Ambivalenz der Stadtjubiläen wird auch deutlich bei einem Wechsel auf die obere politische Ebene: Aus verschiedenen Gründen gerieten die Feiern auf den höheren Ebenen der nationalsozialistischen Verantwortlichen in ein schlechteres Licht.

¹⁸ Zu den frühen Texten, die diese Funktion im Zusammenhang mit der Nationenbildung belegen, gehört hier sicherlich: *E. Renan*, Was ist eine Nation?, in: *ders.*, Was ist eine Nation? und andere politische Schriften, Wien und Bozen (Folio) 1995.

¹⁹ *K. Minner* (s. A 6), S. 111.

²⁰ Ebda.

Dies hing sicherlich mit deren nicht erwünschten Nebeneffekten zusammen. Viele Feiern arteten in Trinkgelagen aus und schufen Ausnahmesituationen mit »Ventilfunktion«.²¹ Es hing aber auch mit der Tatsache zusammen, dass insgesamt in der zweiten Hälfte der 30er Jahre eine starke Zunahme der Feste in Deutschland verzeichnet werden kann, und dass nicht immer klar war, ob sich die nationalsozialistische Führung damit wirklich einen Gefallen tat. So notierte Goebbels schon im Juli 1936 in seinem Tagebuch: »Heute beginnen die Weimarer 10 Jahresfeiern. Wir feiern zuviel. Ich muss das etwas abstoppen. So geht's nicht weiter. Das Volk lacht darüber ... [Und einen Tag später:] Himmler und Schirach sind auch der Meinung, dass zuviel gefeiert wird. Ich werde das jetzt reglementieren für Partei und Staat. So machen wir uns nur beim Volke lächerlich.«²² Vielleicht glaubte Goebbels, dass die dauernde Selbstinszenierung der Nazis bei der Bevölkerung statt der erwünschten Identifikation mit nationalsozialistischen Zielen das Gegenteil erreichen würde.

Aus einem anderen Grund verging Hitler die Lust am Feiern, und zwar konkret an den Stadtjubiläumsfeiern: Denn angesichts der 700-Jahr-Feier von Berlin im Jahre 1937, die auch im Ausland auf Interesse stieß, mokierte sich offenbar die italienische Presse über die Jugendlichkeit Berlins, das mit dem Alter von Rom z.B. nicht mithalten konnte. Daher wurde in einer Anordnung des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda erklärt, dass »der Führer ... 600, 700 oder 1000-Jahrfeiern nicht mehr genehmigen wird«; dennoch kam es auch 1938 und bis zum Sommer 1939 noch zu groß gefeierten Ortsjubiläen, was wiederum von den Partei- und Staatsstellen geduldet wurde.²³

Wie wenig manche Randerscheinungen oder sogar offizielle Veröffentlichungen von der Propaganda erfasst waren, macht übrigens auch ein Text deutlich, der aus der Feder des erwähnten Stadtarchivars von Gera stammte und in der offiziellen Veröffentlichung zum Stadtjubiläum erschien. Dieser Text enthielt so wenig eindeutig auf den Nationalsozialismus zugeschnittene Textpassagen, dass derselbe Archivar – nun unter SED-Führung – ihn Anfang der 50er Jahre »recyclen« konnte. Zumindest redigierte er ihn, strich zwar einige Stellen, aber übernahm weite Teile für die neue Geschichte der Stadt Gera.

Andere Kontinuitäten lassen sich in Gera weiter verfolgen. Die 750-Jahr-Feier von 1987 zeigt, wie stark die Ähnlichkeiten mit dem früheren Aufzug und seinen Bildern waren. Allerdings war der Aufwand noch größer als 50 Jahre zuvor. Nun marschierten z.B. im Festzug 10.000 Geraer mit. Wieder vertreten waren u. a. die mittelalterli-

²¹ Ebda.

²² *E. Fröhlich* (Hrsg.), Die Tagebücher des Joseph Goebbels. Sämtliche Fragmente, Teil 1, Aufzeichnungen 1924 – 1941, Bd. 2, 1.1.1931 – 31.12.1936, München 1987, S. 637 f.

²³ *K. Minner* (s. A 6), S. 89, bezieht sich auf eine Anordnung, die im Gau Westfalen-Nord ausgegeben wurde.

chen Gruppen und die aktuellen Handwerkswagen. Einige Bilder waren natürlich neu – der Funke der »Großen Sozialistischen Oktoberrevolution« und andere Geschehnisse aus der Klassenkampf- und Arbeitergeschichte hatten im nationalsozialistischen Umzug aus naheliegenden Gründen keine Flammen geschlagen. Und auch barbusige Frauen, die etwas unvermittelt aus Hochhausattrappen winkten, die Neubauviertel repräsentierten, hatte es 1937 nicht gegeben.²⁴ Aber sieht man einmal von den offensichtlichen Propaganda-Elementen und den sog. »großen Leistungen« zu Zeiten der DDR ab, dann ähnelten sich viele Bilder und mehr noch die Dramaturgie bzw. die Teleologie, die die Geschichte nun allerdings in die DDR münden ließen. Außerdem wurde – ähnlich wie schon auf dem Umzug der dreißiger Jahre – auf die hervorragenden wirtschaftlichen Aufbauleistungen und deren Vorteile für den Einzelnen hingewiesen. Konsum und moderne Technik wurden als ureigene DDR-Errungenschaften hervorgehoben. Gera zählte sich nun – laut Propaganda im Festumzug – zu den Zentren modernster Textil- und Computertechnologie und knüpfte direkt an den Arbeitsfleiß längst vergangener Epochen an.²⁵ Konkret geschah dies im Festzug, indem schwierigere Zeiten oder der nationalsozialistische »Umweg« der Geschichte schlicht weggelassen wurden.

²⁴ Vgl. den Film 750 Jahre Stadt Gera. Ein Festreport, *StA Gera* 87, [1987].

²⁵ Damit bildete diese DDR-Feier keine Ausnahme im deutschen Kontext. Auch in der Bundesrepublik wurde der Nationalsozialismus zumeist verdrängt; vgl. H. Schilling, Ortsjubiläen ohne Gedächtnis. Geschichte als Medium des lokalen Identitätsmanagements, in: *Geschichte lernen*, H. 49 (1996), S. 60-65.

Andreas Ludwig

50 Jahre Eisenhüttenstadt:

Stadtbiläen und Geschichte im politischen Kontext

1. Eisenhüttenstadt – industrielle Gründungsstadt der DDR

Als am 17. August 1950 der Ministerrat der DDR den offiziellen Beschluss zur Gründung des Eisenhüttenkombinats Ost (EKO) und einer Wohnstadt in der Nähe von Fürstenberg/Oder fasste, lagen dem wirtschaftliche und politische Argumente zugrunde: Die DDR war durch den Kalten Krieg und die ihn begleitenden wirtschaftlichen Einschränkungen im innerdeutschen Handel praktisch zu einer »Rumpfwirtschaft« geworden. In Sachsen, Berlin und im Magdeburger Raum war eine differenzierte und hochentwickelte Maschinenbauindustrie konzentriert, das Roheisen jedoch wurde im Westen Deutschlands, vornehmlich im Ruhrgebiet produziert. Lagen 1936 im Westen 120 Hochöfen, waren es in der späteren DDR lediglich vier. Die DDR-Führung musste reagieren und sie tat dies nach dem Vorbild der Sowjetunion unter dem Motto »Aufbau des Sozialismus in einem Land«: Man baute auf eine autarke Versorgung in Form der Gründung eines industriellen Monolithen. Ein integriertes Hüttenwerk wurde geplant, das sämtliche für die DDR-Industrie notwendigen Verarbeitungsstufen umfassen sollte.

Die »Wohnstadt des Eisenhüttenkombinats« oder »Wohnstadt bei Fürstenberg«, wie die Stadt bis 1953 wechselnd hieß, gewann dagegen erst schrittweise Kontur. Angesichts der fehlenden Anbindung an eine bestehende Stadt und des insgesamt äußerst unterentwickelten Raums an der mittleren Oder mussten für die Arbeiter Wohnungen gebaut werden. Eine reine Wohnsiedlung nach traditionellem Muster des Werkwohnungsbaus schied deshalb aus, und die im Juli 1950 erarbeiteten »16 Grundsätze des Städtebaus« gaben die Leitlinie sozialistischer Stadtplanung vor. Dies bedeutete: die Industrie als dominanter städtebildender Faktor, Funktionstrennung von Wohnen, Arbeiten und Erholung, Strukturierung in Nachbarschaftsquartiere («Wohnkomplexe»), Zentrumsbildung unter Favorisierung einer öffentlichen, gesellschaftlichen, ja politischen Nutzung.

Erst langsam gewann die Stadt Gestalt. Bis 1952 dauerten die grundsätzlichen Debatten um den Stadtplan an. Die architektonische Sprache der »Nationalen Bautradition«, eines Neoklassizismus nach sowjetischem Vorbild, wurde schrittweise bis 1953 entwickelt. Je bedeutender das Projekt für das Selbstverständnis der DDR wurde, desto stärker klafften jedoch auch die Lücken zwischen den Planungen und deren Realisierbarkeit, besonders nachdem seit der 2. Parteikonferenz der SED 1952 die Wohn-



Abb. 1: Ansicht der Straße der Jugend um 1955 (heute: Saarlouiser Straße); Foto: H. Pabel; Quelle: Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz.

stadt offiziell zur »ersten sozialistischen Stadt Deutschlands« wurde. Man stritt um den sozialistischen Gehalt von Fassadenschmuck, doch auf der Baustelle fehlte es wechselweise an Material oder Bauarbeitern. Die Bevölkerung war mit Waren des täglichen Bedarfs unterversorgt, doch blieben Privatbetriebe verboten. Die Folge war ein wiederholter Austausch des Personals: Planer und bürokratische Zuständigkeiten wechselten.¹ In der Summe blieb die Stadt zwar unvollständig, weil über die Politikwechsel die Planung und der Bau des Stadtzentrums immer wieder abgebrochen wurden, aber es entwickelte sich doch eine Stadt, die dem Betrachter bis heute als Gesamtkomposition deutlich erkennbar ist.

Einen zeitgenössischen Eindruck vermittelt der Fotograf und Quick-Korrespondent Hilmar Pabel: »Ich habe das beklemmende Gefühl, hier in einem fremden Land zu sein: massige Häuserblocks im sowjetischen Stil, die eher Regierungsgebäuden oder Versicherungspalästen als Wohnstätten gleichen. Sie sind hell und großräumig, aber wie eintönig. 500 Häuser, genormt, eines wie das andere, keine Straße mit »eigenem Gesicht«. Und die Menschen, die stolz in ihnen wohnen? Beginnt hier die große Um-

¹ Vgl. W. Durth/J. Düwel/N. Gutschow, *Architektur und Städtebau in der DDR*, 2 Bde., Frankfurt a. M. 1998; E. Knauer-Romani, *Eisenhüttenstadt und die Idealstadt des 20. Jahrhunderts*, Weimar 2000; R. May, *Planstadt Stalinstadt. Ein Grundriss der frühen DDR – aufgesucht in Eisenhüttenstadt, Dortmund 1999*; vgl. hierzu auch die Rez. H. Moldenshardt, *Stalinstadt: Stadtgründung und Staatsgründung*, in: *Die alte Stadt* 27 (1/2000), S. 69 – 77.



Abb. 2: Die Fotografie dient als Vorstudie zur Darstellung der Arbeit im Eisenhüttenkombinat Ost (EKO), 1952; Foto: O. Nerlinger; aus: III. Deutsche Kunstausstellung Dresden 1953, Ausstellungskatalog.

wandlung der Einzelwesen in »Kollektiv-Glieder«, etwas, wogegen sich die westliche Freiheits-Idee wehrt, wovon der Osten aber das Heil erwartet? Wo bin ich? In welchem Land? In welcher Zeit?«²

2. *Utopie und realer Aufbau als öffentliches Projekt – Stadt und Werk in der Literatur der 50er Jahre*

Das Projekt von Stadt und Werk gewann unmittelbar nach seinem Beginn eine Bedeutung für die DDR, die heute nur noch schwer nachvollziehbar ist. Es war nicht nur »Schwerpunkt Nr. 1« des 1. Fünfjahrplans 1951 – 1955 und damit partei- und regie-

² H. Pabel, in: *Quick*, Nr. 12 vom 19.03.1955.



Abb. 3: Oskar Nerlinger: Abstich am Hochofen im Eisenhüttenkombinat Ost; Öl, 180 x 300 cm, 1952/53. Das Bild, vormals im Besitz des DDR-Ministeriums für Schwerindustrie, gilt als verschollen.

rungsoffiziell von außerordentlicher Bedeutung, sondern auch Symbol für den Aufbau einer neuen Gesellschaft in diesem Teil Deutschlands. Stadt und Werk wurden zum Schauplatz der künstlerischen Beschreibung und Begleitung dieses Prozesses gewählt.

Der Schriftsteller Karl Mundstock ging noch im Herbst 1950 auf die Baustelle mit dem Auftrag des »Neuen Deutschland«, eine Reportage zu verfassen. Was herauskam, war ein beeindruckender Aufbau-Roman, einer der wenigen wirklich lesbaren. Mundstock berichtete: »Ich hatte 200 Mark Spesen bekommen, um überhaupt hinfahren zu können. Davon habe ich erst im Hotel gelebt, und als das Geld ausging, waren die ersten Baracken fertig. Da bin ich eingezogen. Ich habe ja mitgearbeitet, ich bin auf den LKW gestiegen, mitgefahren auf die Baustelle und habe dort feste gerummelt ... Das war im Herbst 1950. Es hat fast jeden Tag geregnet, aber trotz Regen war alles draußen. Das war wirklich ein Aufschwung. Auch in den Köpfen. Jeder hat da seine Phantasie mitgebracht, möchte ich sagen, seine eigenen Träume, die manchmal etwas mit der Wirklichkeit zu tun hatten, manchmal über die Wirklichkeit hinausgingen.«³

³ K. Mundstock im Interview mit dem Verfasser am 14.5.1999.

In seinem Roman »Helle Nächte« werden diese Träume beschrieben: »In einem Jahr war das Lagerleben nur noch Erinnerung. Dann war alles geordnet, geregelt, hygienisch einwandfrei, nett eingerichtet, und dennoch nicht so prächtig wie jetzt! Neben der Barackenstadt erhoben sich mehrstöckige feste Wohnhäuser mit Balkons und Badezimmern, jeder hatte ein Zimmer für sich und ein richtiges weiches Bett; aber das war alltäglich und langweilig, wenn man auch dorthin strebte! Man selbst wohnte darin, wenn man vom Bau zum Werk übergang, Stahlwerker, Schmelzer, Former, Walzer, Lokführer, Schlosser, Elektromechaniker oder Sachbearbeiter eines interessanten Spezialgebietes wurde. Aber nein, an einen Schreibtisch ließ er sich nicht mehr fesseln, nicht einmal an den eines Kulturleiters. Er hatte die Freiheit gekostet. Wenn schon ein hoher Posten dann – Maschinist eines Schwebekranes.«

Das Kranmotiv ist der Traum von Natur- und Weltbeherrschung, der sich in den Gedanken einer Protagonistin so liest: »Welch ein Bild! Ihr Kran blieb der höchste! Unter ihr das blühende Land, die Felder golden, die Gärten grün, die Wälder dunkel. Die Mosaik der Dörfer, des Städtchens immer reicher, immer näher aneinander und jetzt mit den Hochöfen und Walzstraßen und Wohnsiedlungen und Kulturstätten und Parks der neuen Fabrikstadt zu einer einzigen, vom Menschen geprägten Landschaft verbunden. Herr der Schöpfung, überschaute Christa sie von ihrer Höhe.« Der Gedanke eines industriellen Gartenreichs drängt sich auf und verbindet sich mit individueller Perspektive auf Glück und Zufriedenheit fünf Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs.

Jedoch das EKO war auch ein politisches Projekt: hier fand der Maler Oskar Nerlinger, herausragender Konstruktivist der 20er und 30er Jahre und kurz zuvor aus politischen Gründen als Professor in West-Berlin entlassen, die Kulisse für seine Aneignung der Kunst des Sozialistischen Realismus. Im Auftrag der »Staatlichen Kunstkommission« sollte er ein großes Bild schaffen und ging ins Werk, um Studien zu machen, sich der Arbeitsrealität zu nähern. Nerlinger scheiterte letztlich, jedoch sei hier der pädagogisierende Geist der Zeit zitiert, unter dem sich eine künstlerische Entwicklung vollziehen musste. Nerlinger selbst: »Weiter hatte die Ausstellung den Zweck, zu zeigen wie der Künstler durch ständige Zusammenarbeit mit den Werkträgern des EKO, durch ständigen Meinungsaustausch, durch helfende Kritik der Werkträgern des EKO aus seiner künstlerischen Isolierung herauskommt und den Weg zum sozialen Realismus findet.«⁴ Im Besucherbuch liest sich das dann so: »Einige Studien von kämpferischen Diskussionen fehlen, wo unsere Kumpel Vorschläge bringen«,⁵ usw. Aber auch: »dass Sie, Prof. Nerlinger, hierherkamen und mit nahezu

⁴ Stiftung Archiv Akademie der Künste (SAdK), Nerlinger-Archiv, Nr. 80, Stellungnahme zu einem Artikel über die Ausstellung »Mit Zeichenstift und Pinsel im Eisenhüttenkombinat Ost«, in: *B.Z. am Abend* vom 15.11.1952.

⁵ SAdK, Nerlinger-Archiv, Nr. 107.

60 Jahren noch als Lernender, ist uns und sollte vielen Vorbild sein«. Und resümierend: »Alles in allem muss man sagen, dass sich Prof. Nerlinger große Mühe gibt und dabei gute Erfolge zu verzeichnen hat.«⁶ An der Neuen Stadt erprobte sich die offizielle Kunst der DDR.

3. 10 Jahre Stalinstadt: die Gründergeneration feiert sich selbst

10 Jahre nach dem ersten Spatenstich war die Zeit der Provisorien und des Aufbruchs vorüber. Das Werk produzierte weit über die geforderten Eisenmengen hinaus, die Stadt war weitgehend fertig und präsentierte sich als modern, gut ausgestattet und als Anziehungspunkt für junge Menschen. »Wenn Du nur mit jungen Leuten arbeiten willst, dann musst du nach Stalinstadt gehen,« brachte eine um 1960 Zugezogene den allgemeinen Tenor der damaligen Zeit auf den Punkt. Das Motiv der jungen, jugendlichen und modernen Stadt wird in der essayistischen Literatur der Zeit leitmotivisch wiederholt, wenn es um die neue Stadt an der Oder geht. Zugleich hatte sie jedoch ihre Stellung als »Aufbauschwerpunkt Nummer 1« abgegeben: Hoyerswerda und das Braunkohleveredelungskombinat Schwarze Pumpe, dann Schwedt mit seinem Erdölverarbeitungswerk waren aufgrund der Wirtschaftsplanungen der DDR in den Vordergrund gerückt. Zudem hatten der 17. Juni 1953 und der neue Kurs eine Abkehr vom forcierten Industrialisierungstempo gebracht. In Stalinstadt stand nur das Hochofenwerk und alle weiteren geplanten Werksteile waren auf unbestimmte Zeit verschoben worden.

In dieser Situation sollte das 10jährige Bestehen von Stadt und Werk gefeiert werden. Themen, Formen und Rahmenbedingungen waren Ausdruck der Zeit und werden im folgenden fragmentarisch wiedergegeben.

Nach der Bitterfelder Kulturkonferenz des Jahres 1958 und dem Beginn der Brigadewegung unter dem Motto »sozialistisch arbeiten, lernen und leben« sollten aus den Betrieben heraus die Menschen in breitem Umfang am Sozialismus quasi als kulturellem Entwicklungsprojekt teilnehmen. Die Kreisleitung der SED fasste den Plan, das Stadtjubiläum zur Darstellung von Geschichte, Gegenwart und Zukunft zu nutzen und zugleich den aktuellen politischen Kampagnen der Zeit einzufügen. Der im folgenden zitierte Beschluss zeigt die ideologische Programmatik:

»Die Hüttenspiele sind eine neue Form des künstlerischen Massenschaffens. Ohne eine durchgehende Handlung werden sie die 10 Jahre schwerer und erfolgreicher Aufbauarbeit in der 1. sozialistischen Stadt und des Werkes so deutlich machen, dass jeder begeistert wird von der großen Kraft und Stärke der Volksmassen unter Führung der Partei der Arbeiterklasse ... Im Hüttenspiel wird stark mit Massenchören, Tanzgruppen, Sprechchören und anderen

⁶ Ebda.



Abb. 3: Aufführung des Singspiels »Blast das Feuer an«, 1960; Foto: W. Timme.

Massenszenen gearbeitet ... Vier typische Figuren werden durch das gesamte Spiel hin laufen: Es sind diese: Eine Genossin, ein ehemaliger Landarbeiter, ein sogenannter Goldgräber, der nur seine persönlichen Vorteile beim Bau des Kombinats sieht, und ein Angehöriger der alten bürgerlichen Intelligenz. Diese 4 Personen werden sich im Verlauf der Handlung zu den heute typischen Werkstätigen wandeln, nämlich in eine qualifizierte Facharbeiterin mit hoher Arbeitsmoral, in den aus der Arbeiterklasse hervorgegangenen Angehörigen der Intelligenz, in den Angehörigen der Intelligenz, der treu an der Seite der Arbeiterklasse den Sozialismus aufbaut und in den Genossenschaftsbauern, der durch die Arbeiterklasse auf das Land delegiert wurde. Die Auseinandersetzungen zwischen den Nörglern und Zweiflern, die ungläubig waren an der Kraft der Arbeiterklasse, und der Partei steht im 1. Schwerpunkt des Spiels im Mittelpunkt. Ihr wird gegenübergestellt die unbändige Kraft vor allem der Jugend und die große uneigennütige Hilfe der Sowjetunion beim Aufbau des Werkes und der Stadt ...

In der 2. Hälfte des Festspiels wird besonders die Entstehung der sozialistischen Brigaden, ihre Rolle bei der Entwicklung der Automatisierung und der Lösung der Aufgaben des 7-Jahrplanes und damit verbunden die Perspektiven des sozialistischen Aufbaus dargestellt ... Den Ausgang des Spiels bildet eine

große Volkskunstestrade, in der alle vorhandenen Kulturgruppen der Stadt, die nicht unmittelbar im Spiel mitwirken konnten, auf die Bühne kommen und damit praktisch einen Ausblick geben, wie sich mit dem weiteren Vormarsch des Sozialismus immer schneller die kulturellen Bedürfnisse der Werktätigen entwickeln.«⁷

Es wurde ein detaillierter Plan zur Entwicklung dieser »kulturellen Masseninitiative« erarbeitet, der sich von der kulturvollen Gestaltung von Brigadeabenden über die Einübung von Liedgut und einem Wissens-Toto bis hin zur Formierung von Chören systematisch entwickelte. Binnen eines halben Jahres wurden die Voraussetzungen geschaffen, um unter dem Titel »Blast das Feuer an« ein Massenspiel aufzuführen zu können, das auf der Stalinstädter Freilichtbühne, die durch freiwillige Aufbaustunden errichtet worden war und deren Bühne 1.500 Darstellern Platz bot, in der Festwoche vom 14. – 20. August 1960 allabendlich aufgeführt wurde. Die Autoren Helmut Preißler und Werner Bauer erarbeiteten eine Szenenfolge, die alle im obigen Parteipapier formulierten thematischen Punkte aufnahm. Basis waren die bereits in den frühen 50er Jahren geschriebenen Aufbauromane und eine Chorkantate.⁸ Damit hatte die Gründungsgeschichte der Stadt ihren festen thematischen Kanon gefunden. Vom umfangreichen einwöchigen Festprogramm ist vor allem dieses Massenspiel in Erinnerung, wegen der beeindruckenden Kulisse, aber wohl auch, weil es den Konsens der Gründergeneration unter aktiver Beteiligung der Betroffenen formulierte. Man feierte sich selbst.

4. Die Mühlen der Ebene als Bilanz – die 60er bis 80er Jahre.

Die Hüttenfestspiele gehörten bis zum Ende der DDR zum jährlichen Festkalender der Stadt. Jedoch wurden die Veranstaltungen zunehmend weniger spektakulär. Nicht mehr der Pathos des Aufbaus, sondern die sozialpolitischen Leistungen der DDR und die Produktionserfolge des EKO standen im Mittelpunkt der städtischen Selbstdarstellung – eine Tendenz, die bereits Ende der 50-er Jahre eingesetzt hatte. Die Utopie wurde zur wahrnehmbaren Realität einer gutversorgten Stadt, die sich nicht scheute, ihre Versorgungsansprüche an den Staat zu richten und als »Zentrum der Arbeiterklasse« notfalls auch durchzusetzen. In Eisenhüttenstadt gab es mehr und schneller Autos als anderswo, eine bessere Versorgung, guten Lohn und manche Besonderheit, auf die die nahegelegene Bezirksstadt Frankfurt/Oder verzichten musste. Dies waren die Kosten einer Art Zufriedenheit, die manch einer als Friedhofsruhe empfand und nach Berlin, Leipzig oder Jena flüchtete. Dennoch: die übergroße Mehrheit der Bevölkerung erwies sich als integriert, und das Vertrauen der Partei war so

⁷ *Städtisches Museum Eisenhüttenstadt*, Do 3670/90, Vorlage vom 21.04.1960.

⁸ *H. Marchwitz, O. Gerster*, Chorkantate Eisenhüttenkombinat Ost, 1951.

groß, dass Eisenhüttenstadt 1986 die erste deutsch-deutsche Städtepartnerschaft mit Saarlouis schließen konnte.

Aufwendige propagandistische Massenspiele wie die Hüttenspiele 1960 wurden nicht mehr organisiert. Das jährliche »Hüttenfest« war zunehmend Volksfest, und es verfestigte sich die Erwartung, dass zu diesem Tag der Staat sein Füllhorn über die Stadt ausschütten würde. Mit entsprechenden Behältnissen versehen, begab sich die Bevölkerung auf den Festplatz. Dennoch, so ein Beteiligter, stand die Kultur eindeutig im Vordergrund. Weiterhin galt die Maxime, eine möglichst breite Beteiligung der Bewohner und der Kulturgruppen zu erreichen. Die Geschichte der Stadt dagegen wurde im Jahre 1970 lediglich in einem Festumzug dargestellt.⁹ Aus Anlass des 30. Stadtgeburtstages 1980 wurde als – nun bereits bekanntes – Motto ausgegeben: »In ihrer Gesamtheit und mit größtmöglicher Vielfalt gestaltet, sollten die Festtage Entstehen, Werden, Wachsen und den Optimismus der Stadt und ihrer Bürger zum Ausdruck bringen.«¹⁰

Diese allgemeine Tendenz, Stadtentwicklung als planmäßigen Fortschritt darzustellen, spiegeln die Publikationen, die anlässlich des 25. und des 30. Jahrestages der Gründung publiziert wurden. Die kämpferischen Bilder sind weitgehend verschwunden, es dominiert die »Lebensfreude«. Vielleicht motivhaft, wenn auch überzeichnet, sei ein Gedicht zitiert, das im »Stadtspiegel«, einem monatlich erscheinenden Veranstaltungsheft, zum Stadtjubiläum erschien ist:

»Wir lieben unsre Heimatstadt, / die Häuser, Läden, Straßen,
die bunten Blumen überall, / die Büsche auf dem Rasen.
Mein Vater baut die Stadt mit auf, / und unsre Grünanlagen
hat Mutter auch mit angelegt, / sogar an Regentagen.
Die Eltern haben viel geschafft. / Das müssen wir auch pflegen,
Hee, tretet nicht den Rasen fest, / bleibt bitte auf den Wegen.
Wie schön ist unsre Heimatstadt / im Schmuck der roten Rosen.
Doch jede Blume braucht den Schutz / der Kinder und der Großen.«¹¹

In einer Broschüre, die der Rat der Stadt 1980 anlässlich des 30-jährigen Stadtgeburtstages herausgab, dominiert die lokale Leistungsbilanz der sozialpolitischen Erregenschaften gegenüber der geschichtlichen Darstellung.¹² Die Stadt verortete sich

⁹ Stadtarchiv Eisenhüttenstadt (StA Ehs), RS 1970, T. 1, Oberbürgermeister Viertel: Ausführungen zur Ratssitzung am 9.1.1970, Redeexposé.

¹⁰ *StA Ehs*, RS 1980, Plan der kulturellen Veranstaltungen anlässlich des 30. Jahrestages von Eisenhüttenstadt, Vorlage zur Ratssitzung vom 01.04.1980.

¹¹ *M. Klinkhardt*, in: *Stadtspiegel* H. 6, 1980.

¹² Rat der Stadt Eisenhüttenstadt, Abteilung Kultur (Hrsg.), 30 Jahre Eisenhüttenstadt, Eisenhüttenstadt 1980. Nach Auskunft des damaligen Stadtrats für Kultur war diese »Festschrift« durch die SED-Kreisleitung verantwortet.

zugleich in der Geschichte der DDR:

»Jede Familie in unserem Lande ist in irgendeiner Form mit dieser Stadt und mit dem Eisenhüttenkombinat Ost verbunden. Das kann man im 30. Jahr des Bestehens von Stadt und Werk hundertfach belegen.

Eisenhüttenstadt heute – das sind nicht nur die 48.600 Einwohner, die ihre Stadt lieben und pflegen.

Eisenhüttenstadt heute – das sind über 30 Betriebe, die an der Seite des Eisenhüttenkombinats Ost wachsen – deren Werkstätige zum Wohle unseres Volkes den Reichtum der Republik mehren.

Eisenhüttenstadt heute – das ist eine Stadt der Jugend, des Sportes, der Lebensfreude und Kultur. Das Durchschnittsalter der Bewohner von 31 Jahren spricht dafür ...

Eisenhüttenstadt heute – das ist ein Kind unserer Republik, gestärkt in unzähligen Klassenschlachten, gewachsen an der Kraft seiner Erbauer und jener, die heute, 35 Jahre nach der Befreiung unseres Landes vom Hitlerfaschismus, der Stadt ihr Gepräge geben, – entstanden zehn Monate nach Gründung der Republik, erstarkt und entwickelt dank der klugen Politik der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands.

Eisenhüttenstadt heute – das ist eine Stadt, die ein bedeutendes Kapitel der Geschichte unserer Republik mitschrieb, weil diese Republik ihre erste neubaute Stadt, ihr metallurgisches Zentrum, wie einen Augapfel hütete, sich ständig um das Wachsen und Werden ihres ersten Sprosses, der nun das stattliche Alter von 30 Jahren erreicht, mühte.«¹³

Lassen wir die Jahre zwischen 1960 und 1989/90 Revue passieren, so fällt eine Dreipoligkeit der städtischen Selbstdarstellung auf: Die Darstellung der produktiven Kraft des EKO,¹⁴ die Bemühungen um die soziale Zufriedenheit der Bewohner der Stadt sowie, drittens, die historische Entwicklung der Stadt im Rahmen der Geschichte der DDR, deren Darstellung wiederum Wandlungen unterworfen war: Auffallend ist nämlich in den 80er Jahren die Aufwertung der ehemals eigenständigen, 1961 eingemeindeten Stadt Fürstenberg, deren Kern 1985 unter Denkmalschutz gestellt wurde und die Sitz des Eisenhüttenstädter Heimatmuseums wurde, und deren Sanierung

¹³ Ebda., S. 7.

¹⁴ Betriebsparteiorganisation des VEB Bandstahlkombinat »Hermann Matern«, Eisenhüttenkombinat Ost (Hrsg.), Unser Friedenswerk. Betriebsgeschichte des VEB Bandstahlkombinat »Hermann Matern«, Eisenhüttenkombinat Ost, 3 Teile, Eisenhüttenstadt 1973 – 1978; Arbeitsgruppe »Patriotische und internationalistische Erziehung im mathematischen, naturwissenschaftlichen und polytechnischen Unterricht« der Sozialistischen Arbeitsgemeinschaft Frankfurt/Oder (Hrsg.), Unser Friedenswerk an der Oder. Wissenswertes über Geschichte und Produktion des VEB Bandstahlkombinat »Hermann Matern«, Eisenhüttenkombinat Ost, 2 Teile, Eisenhüttenstadt 1979, 1986.

Ende der 80er Jahre begonnen wurde. Zu dieser Zeit wurde auch die Gründungsstadt der 50er Jahre kulturgeschichtlich verortet, indem die Neustadt als bauliches Flächen- denkmal 1984 unter Schutz gestellt wurde.¹⁵

5. 50 Jahre Eisenhüttenstadt – eine Stadt auf der Suche nach sich selbst

Mit der friedlichen Revolution von 1989 änderten sich die politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen gerade für eine so eng mit der DDR verbundene Stadt wie Eisenhüttenstadt vollständig. Die städtische Vergangenheit galt nunmehr als Belastung, und ein historisches Interesse kam überwiegend von außen. Ausstellungen, Kongresse und architekturhistorische Veröffentlichungen summierten sich in den 90er Jahren.¹⁶ Während das Stadtjubiläum 1990 unter dem Eindruck der Veränderungen vornehmlich als Volksfest über die Bühne ging, wurde der 45. Geburtstag 1995 lediglich mit einer Kunstaussstellung begangen. In der Stadt selbst spielten Debatten um Straßenumbenennungen, den Stadtnamen und das Stadtwappen eine Rolle. Die politische und generationelle Spaltung der Stadt ist offensichtlich.

Im Jahr 2000 nun bestand die eigentümliche Situation, dass die Stadt ihr Jubiläum zwar feiern wollte, aber dies möglichst, ohne Position zu ihrer Geschichte zu beziehen. Es zeigte sich ein Auseinanderfallen von offizieller Geschichte und individuellem Erleben – »eine Stadt auf der Suche nach sich selbst«.¹⁷

Es bestand darüber hinaus eine augenfällige Kontinuität der Programmvorstellungen und ihrer Begründung: Es gibt ein Volksfest, begleitende Kultur- und Sportveranstaltungen, die Stadt wird hübsch gemacht. Sprache und Ziele zeugen davon: »Die Sanierung von Freiflächen ist unmittelbar nach der Gebäudesanierung vorzunehmen. Die Wohnumfeldgestaltung kann zu einer optimistischen Grundhaltung in der Perspektivdiskussion Eisenhüttenstadts und zur Heimatfindung ... führen.«¹⁸ In einer ersten Vorlage an die Stadtverordnetenversammlung aus dem Jahre 1997 wurden

¹⁵ Bereits 1976 erschien eine Broschüre der Stadtverwaltung (Hrsg.), Synthese Architektur und Bildende Kunst, gefolgt 1988 von *dies.* (Hrsg.), Eisenhüttenstadt. Architektur, Denkmale, Bildende Kunst; und, nunmehr nach der Wende, *dies.* (Hrsg.), Eisenhüttenstadt. Architektur – Skulptur – Stadtbilder, 1998.

¹⁶ Neben den Architekturgeschichten von Durth, Knauer-Romani und May (s. A 1) vgl. R. Beier (Hrsg.), aufbau west aufbau ost. Die Planstädte Wolfsburg und Eisenhüttenstadt. Buch zur Ausstellung des Deutschen Historischen Museums vom 16. Mai bis 12. August 1997, Ostfildern-Ruit 1997; *Ak. der Künste, Abt. Baukunst* (Hrsg.), Eisenhüttenstadt. Vor-Ort-Seminar in Eisenhüttenstadt vom 13.-19. Oktober 1993. Dokumentation, Berlin 1994; A. Ludwig, Stadtgeschichte in Eisenhüttenstadt, in: IMS, Heft 2/1995, S. 32-37.

¹⁷ Vgl. Inst. für Europäische Ethnologie, Humboldt-Universität zu Berlin, T. Kotte: Städtisches Museum Eisenhüttenstadt 2000, Ms. 2000.18

¹⁸ Beratung vom 24.09.1997 zum bestätigten Ideenkonzept als Arbeitsgrundlage zur Vorbereitung des Stadtjubiläums im Jahr 2000, Protokoll.

duzende von Programmpunkten aufgeführt, in ihrer breiten Anlage an die in den 70er und 80er Jahren geübte Praxis erinnernd, an deren Realisierung angesichts knapper öffentlicher Mittel allerdings kaum zu denken war.¹⁹ Alle kulturellen, sportlichen und gesellschaftlichen Ereignisse des Jahres wurden auf das Jubiläum hin konzentriert, so dass der Festkalender praktisch das ganze Jahr umfasst, beginnend mit der Eröffnung des neuen Standorts für die Stadtbibliothek und ausklingend mit einem »Event« zum neuen Jahrtausend.²⁰

Gegenüber den Verhältnissen zu DDR-Zeiten ist vor allem die Breite des nicht-öffentlichen Sektors markant. Konnten vor 1989 sämtliche Kulturgruppen auf die vorgegebenen Termine verpflichtet werden, so war dies nach der friedlichen Revolution naturgemäß anders. Allerdings wurden die bei der Abteilung Stadtmarketing ressortierenden Planungen der Verwaltung kaum mit den Beteiligten kommuniziert, so dass von einem »gemeinsamen Stadtjubiläum« wohl nicht gesprochen werden kann.

Zum anderen fanden moderne Formen des Stadtmarketings Eingang in die Planungen. Die Organisation des zentralen Stadtfestes, vor 1989 Aufgabe des städtischen »Veranstaltungsbüros«, wurde einer kommerziell arbeitenden Agentur übergeben. Ein Logo wurde eigens für den 50. Jahrestag entwickelt, ein Dezernent für die Beschaffung von Spenden und Stiftungsmitteln verantwortlich gemacht.

Betrachten wir nun den Bereich der geschichtlichen Darstellung, so fällt trotz aller Unsicherheit stadtoffizieller Positionen eine zuvor nicht gekannte Intensität auf. Zwar wurde dem Vorschlag einer von der Stadt verantworteten stadtgeschichtlichen Monografie nicht gefolgt, doch erschien bereits im Vorfeld des Stadtjubiläums ein Sammelband mit historischen Beiträgen, der von einer Projektgruppe in ehrenamtlicher Arbeit erstellt wurde.²¹ Die Eisenhüttenstädter Geschichtswerkstatt plante eine auf öffentlichen Gesprächsrunden beruhende Publikation, die Landeszentrale für Politischen Bildung Brandenburg publizierte eine historische Übersichtsdarstellung und stellt damit für die Stadtgeschichtsarbeit vor Ort wesentliches, kostenlos zur Verfügung stehendes Material bereit. Die EKO Stahl GmbH, hervorgegangen aus dem Eisenhüttenkombinat Ost, hat eine Firmengeschichte herausgegeben, ein Projekt, das mit großer Energie und binnen kurzer Zeit auf die Beine gestellt wurde. Die Stadtverwaltung veröffentlichte, um die Liste der Publikationen abzuschließen, einen Begleitkatalog zur Ausstellung »Mensch, Industrie, Stadt. 50 Jahre Kunstsammlung Eisenhüt-

¹⁹ Vorlage 083/97 v. 12.03.1997, Entwurf eines Ideenkonzepts zur Vorbereitung des 50. Jahrestages der Stadtgründung im Jahr 2000.

²⁰ Kulturspiegel Eisenhüttenstadt, Heft 2/2000, S. 8 f.

²¹ *Arbeitsgruppe Stadtgeschichte* (Hrsg.), Eisenhüttenstadt. »Erste sozialistische Stadt Deutschlands«, Berlin 1999. Das Projekt wurde seit 1995 von der Robert Bosch Stiftung Stuttgart im Rahmen des Programms »Orte deutscher Geschichte in den neuen Bundesländern« gefördert.

tenstadt.«²² Dagegen konnte eine geplante Neukonzeption der Dauerausstellung des Städtischen Museums, die die Geschichte der »Neustadt« stärker als bisher berücksichtigen sollte, aufgrund geringer Vorlaufzeiten, personeller und finanzieller Engpässe nicht verwirklicht werden können.

So präsentierte sich die Stadt zu ihrem 50. Jahrestag als Mosaik, in dem die öffentliche Hand ihren eigenen Beitrag eher im Repräsentativen, als im Substantiellen sieht. Von Stadtverordneten wurde daher auch die Konturlosigkeit des Programms, Sponsoreinfluss und geringer Bezug zur Stadtgeschichte kritisiert.²³ Nachhaltig wirkende Projekte des Stadtgeburtstages, wie die Dauerausstellung im Stadtgeschichtsmuseum oder eine Monografie über die Stadtgeschichte, die durchaus die Verwendung öffentlicher Gelder auch unter massiven Haushaltszwängen gerechtfertigt hätten, sind nicht umgesetzt worden. Hier wurde, letztlich mit Erfolg, auf das bürgerschaftliche Engagement vertraut. Da gereichte es zum Vorteil, dass das EKO, immer noch strukturbestimmender Betrieb der Region, der Stadt eine Mehrzweckhalle schenkte und damit in den Vordergrund rückte, was der Stadt wirklich fehlte: ein kommunikatives Zentrum.

²² *Eisenhüttenstädter Geschichtswerkstatt*, Eisenhüttenstädter Lesebuch, Berlin 2000; A. Ludwig, Eisenhüttenstadt. Wandel einer industriellen Gründungsstadt in fünfzig Jahren, Potsdam 2000; EKO Stahl GmbH (Hrsg.), Einblicke. 50 Jahre EKO Stahl, Eisenhüttenstadt 2000; *Stadt Eisenhüttenstadt/Museum* (Hrsg.), 50 Jahre Kunstsammlung Eisenhüttenstadt. Ausstellung Mensch – Industrie – Stadt, o. O. 2000.

²³ Die in einer Sitzung des Kulturausschusses geäußerte Kritik, abgedruckt in »Blickpunkt« vom 25.06.2000, wirkt teilweise überzogen, weist jedoch indirekt auf übergreifende Muster populär inszenierter Stadtfeierlichkeiten hin.

Ulman Weiß

Vom Umgang mit einem Jubiläum: Erfurt 1992

Als im Jahre 1987 das Jubiläum »750 Jahre Berlin« begangen wurde, und zwar das Jubiläum der »Hauptstadt der DDR«, gab es ein Witzwort: Auf die Frage, was 1492 war, antwortete man, wie man es in der Schule gelernt hatte: »die Entdeckung Amerikas«. – »Ja, das auch«, hieß es dann, aber vor allem: »750 Jahre Erfurt«. Genau das Jubiläum also, das Berlin, ein halbes Jahrtausend später, gerade feierte. Das Witzwort dürfte in Erfurt geboren worden sein, es lief aber durch die ganze Republik: ein freundliche Form des Verspottens der Hauptstadt, die so wichtig genommen werden wollte und sich selbst so wichtig nahm. Ich meine, dass in diesem Witz einiges aufscheint, was belangvoll ist, wenn am Beispiel von Erfurt der Umgang mit einem Stadtjubiläum thematisiert werden soll. Zu sprechen ist nämlich über DDR-Wirklichkeit und über deutsch-deutsche Wirklichkeit – zugleich auch über Alternativen in der Geschichte. Und hierbei soll von der Stadtgeschichte, soweit sie für das Jubiläum beschworen wurde, die Rede sein, nicht aber von Straßenfesten, Multimedia-Shows und anderen Events.

Zunächst aber: Was ist das für eine Stadt, die ihr bevorstehendes Jubiläum damals, im Jahre 1987, wie eine Trumpfkarte gegen die Hauptstadt der DDR ausspielte? Nur ein paar Stichpunkte: Es ist der Ort, an dem im Jahre 742 Bonifatius das Bistum für Thüringen gründete, die Stadt mit der ältesten Hochschule Mitteleuropas, die Stadt der Universitätsgründung im Jahre 1392 (der immerhin viertältesten Universität im Reich nach Prag, Wien, Heidelberg und Köln), die Stadt des Humanismus, in der die »epistolae obscurorum virorum« entstanden, die Stadt, in der Martin Luther Student und Mönch war, eine spätmittelalterliche Großstadt mit etwa 20.000 Einwohnern, eine Quasi-Reichsstadt, die auch nach der Unterwerfung durch den fürstlichen Absolutismus im Jahre 1664 beträchtliche Bedeutung behielt, die Stadt des Unionsparlaments im Jahre 1850, die Stadt des so bedeutenden Parteitages der Sozialdemokratie im Jahre 1891, die Bezirkshauptstadt seit 1952.

Der Plan und die Perspektive waren in der DDR das Bestimmende. Das bedeutete mit Blick auf das Erfurt-Jubiläum im Jahre 1992, dass dieses Jubiläum nun, nachdem das Berlin-Jubiläum das Beispiel gegeben hatte, verantwortungsvoll vorbereitet werden musste: im Frühjahr 1988. Von vornherein war klar: Es musste ein Komitee geben mit dem Sekretär der Bezirksleitung der SED an der Spitze und eine geschichtswissenschaftliche Konferenz mit einem Grundsatzreferat des Sekretärs der Bezirksleitung. Zuerst und vor allem aber musste es Thesen geben: »1250 Jahre Erfurt«.

Diese »Thesen«, im Umfang etwas mehr als 100 Seiten, waren als Abriss der Stadtgeschichte gedacht, weniger eine knappe Darstellung der Geschichte als deren Wertung, sozusagen eine Hermeneutik. Für alles, was stadtgeschichtlich auf das Jubiläum orientiert war, und sei es das kleinste Faltblatt, sollten die »Thesen« als Richtschnur dienen. Das entsprach bewährtem Brauch. Von selbst verstand es sich auch, dass die »Thesen« nur von einem Autorenkollektiv verfasst werden konnten. Die Leitung übernahm Willibald Gutsche, ein Historiker an der Akademie der Wissenschaften der DDR, der bekannt geworden war mit Arbeiten über den deutschen Imperialismus und das Kaiserreich und zuletzt mit einer Biographie über Kaiser Wilhelm II.¹

Gutsche war Erfurter, der der Geschichte seiner Heimatstadt leidenschaftlich zugehen war. Die offizielle Stadtgeschichtsschreibung der DDR-Zeit verdankt ihm viel, fast alles. Auch jetzt, im Frühjahr 1988, war er es, der den Anstoß gab. In einer »Grundkonzeption« legte er dar, was das Anliegen der »Thesen« sein sollte: »Durch verallgemeinernde Wertungen wird der Nachweis geführt, dass die sozialistischen Errungenschaften unserer Tage, die sich insbesondere seit dem VIII. Parteitag der SED bei der Entwicklung der sozialistischen Großstadt vollzogen haben und vollziehen und die Überlegenheit des Sozialismus allenthalben sichtbar machen, das Ergebnis jahrhundertelanger wechselvoller, oft opfervoller Kämpfe und des schließlichen Sieges vieler Generationen unterdrückter, ausgebeuteter Klassen und Schichten, des Strebens fortschrittlicher demokratischer und humanistischer Kräfte und Persönlichkeiten sind.« So zeige sich die Stadtgeschichte als »1250-jähriges Ringen zwischen Fortschritt und Reaktion«, freilich mit dem Ergebnis, dass »wir heute auf den Schultern eines Heeres von Vorkämpfern, vor allem der revolutionären Arbeiterklasse stehen.« Getreu dieser Sicht verstehe es sich von selbst, dass das »progressive Erbe in unserer sozialistischen Gesellschaft aufgehoben ist und als starke Schöpferkraft unserer auf die Zukunft gerichteten Anstrengungen wirksam wird.« Von selbst verstand sich schließlich auch, »dass das überlieferte Stadtbild die in Stein geronnene Chronik jahrhundertelanger schöpferischer Arbeit der Volksmassen ist, auf deren Fundament die heutigen Bewohner den stolzen Bau des Sozialismus vollenden.« Dass dies alles so war, sollten die »Thesen« »überzeugend und massenwirksam« darlegen.²

Diese Sprache mag heute befremden, es war jedoch die Sprache, die die Partei pflegte und die sie verstand. Und für die Partei schließlich, die ja zu entscheiden hatte, war das Papier auch verfasst worden. Diese stimmte zu, und im Frühjahr 1989 lag der

¹ Vgl. den Eintrag in: Kürschners Deutscher Gelehrten-Kalender 1992. Bio-bibliographisches Verzeichnis deutschsprachiger Wissenschaftler der Gegenwart, 16. Ausg., Berlin 1992, Bd. 1, S. 1171 f. sowie den Nachruf in: Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt 55, N.F. 2 (1994), S. 137 f. Gutsche's Biographie über »Wilhelm II.: der letzte Kaiser des Deutschen Reiches« erschien 1991 im Berliner Akademie-Verlag.

² W. Gutsche, Grundkonzeption für den Abriss »1250 Jahre Erfurt – Thesen« anlässlich der 1250-Jahr-Feier der Stadt, Erfurt 1988, S. 1 f., 3 (Typoskript).

erste Entwurf der »Thesen« vor. Gutachten wurden eingeholt, Veränderungen vorgenommen – alles mit dem Blick zur Bezirksleitung. Auch noch im Sommer 1989, als das Autorenkollektiv zum letzten Mal diskutierte. Dann kam der Herbst, die Wende, und die »Thesen« verschwanden.

Später erlebten sie allerdings eine gewisse Auferstehung als »Kleine illustrierte Geschichte der Stadt Erfurt«.³ Anders war aber nicht nur der Titel, etwas anders waren auch Konzeption und Inhalt. Die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg umfasste nun nicht mehr ein Drittel des Textes, sondern weniger als ein Viertel. Im übrigen war die neue Geschichte teilweise, die neueste gänzlich umgeschrieben worden: pikanterweise von den Autoren, die auch die entsprechenden Abschnitte der »Thesen« verfasst hatten. Sie enthielten sich jetzt nahezu jeder Wertung und bemühten sich um eine positivistische Darstellung. Dass der Salto von den »Thesen« zur »Geschichte« und manches andere erklärt werden musste, lag nahe. Der Herausgeber tat das in seinem Nachwort, in dem er die Verbundenheit der Verfasser mit ihrer Heimatstadt herstellte. Aus dieser Verbundenheit sei ein »Beitrag zu einer der Wahrheit verpflichteten Stadtgeschichtsschreibung« geleistet worden, wofür der Umbruch des Jahres 1989 die Voraussetzung geschaffen habe. Forschungsergebnisse, »frei von Tabus, Restriktionen und ideologischen Vorgaben«, könnten und sollten nun vorgelegt werden. In der Kürze der Zeit sei aber nicht mehr als eine kleine Gesamtschau der Stadtgeschichte möglich gewesen. Diese Gesamtschau verlange zunächst einmal das bevorstehende Stadtjubiläum, und zum anderen sei diese nötig »zur Gewinnung einer neuen, von demokratischen Maximen getragenen Identifikation der Bürger mit ihrer Heimatstadt« und unerlässlich auch als Ausgangspunkt für weitere Forschungen »zur Schließung von Lücken, zur Überwindung von Einseitigkeiten und zur Korrektur von Fehleinschätzungen«. Es sei die Absicht gewesen, die Geschichte »sachlich« nachzuzeichnen, dem Leser aber kein Urteil aufzunötigen. Ob dies gelungen sei, möge der Leser selbst beurteilen, der um »Nachsicht« gebeten werde, »wenn ehrliches Bemühen um Aufarbeitung der Vergangenheit hie und da noch weiterer Klärungsprozesse bedarf.«⁴

Als die »Kleine illustrierte Geschichte der Stadt Erfurt« im Frühsommer 1991 erschien, hatte ein Management-Team gerade das Rahmenprogramm für das Stadtjubiläum ausgearbeitet. Das Motto verstand, wie im Jahr von Maastricht zu erwarten, die Zeichen der Zeit: »Aufbruch zum Selbstverständlichen – Erfurt 1250 Jahre in der Mitte Europas«. Man wird dahinter nicht nur Opportunismus sehen dürfen, eher den Versuch einer Positionsbestimmung der Stadt, mit der die Geschichte und die Gegenwart unter einem Leitgedanken verbunden werden sollte. Das »Management-Team Erfurt 1250« bestand zu Beginn aus drei Personen: einem Filmmann, einem Politolo-

³ W. Gutsche (Hrsg.), *Kleine illustrierte Geschichte der Stadt Erfurt*, Marburg 1991.

⁴ Ebda., S. 149 f.

gen und einem Juristen. Der Filmmann aus München wollte einen Film drehen und der Politologe aus Würzburg eine Festschrift machen, zusammengestellt aus kleinen Beiträgen über Erfurter Firmen, die die Festschrift auch finanzieren sollten. Beide verschwanden bald. Der Jurist, auch er aus Würzburg, blieb, nunmehr der einzige in einem Management-Team, in dem Erfurter saßen, nicht zuletzt solche mit kulturpolitischer Kompetenz. Das bedeutete: es gab keinen Erfurt-Film und keine Festschrift – jedenfalls nicht die vorgesehene. Wahrscheinlich hätte es überhaupt keine Festschrift gegeben, wenn sie nicht schon gleich nach der Wende aus persönlicher Initiative vorbereitet worden wäre. Als sie vorlag, bekannte sich der Magistrat zu ihr, finanzierte sie und ließ sie in der Festveranstaltung präsentieren.⁵ Es war indes eine Festschrift traditionellen Stils, die das Stadtjubiläum und das Universitätsjubiläum gleichermaßen berücksichtigte, eine Sammlung von Studien zu den unterschiedlichsten Themen von der städtischen Frühgeschichte bis zur Gegenwart. Eingeladen waren Autoren aus Ost und West, Historiker, Philosophen, Kunstwissenschaftler, Theologen, soweit sie mit stadt- und erfurtgeschichtlichen Arbeiten bereits hervorgetreten waren, wohingegen der politische und weltanschauliche Standort kein Kriterium bildete. Ein Makel bleibt jedoch: Der Exponent der Erfurter Stadtgeschichtsforschung in der DDR-Zeit, Willibald Gutsche, war nicht eingeladen worden.

Gutsche wurde, was die Stadtgeschichte betraf, nahezu zur Unperson. Er hatte, die Konstellationen gänzlich verkennend, noch im Sommer 1990 dem neuen Magistrat ein Konzept vorgelegt für eine »geschichtswissenschaftliche Konferenz«: »1250 Jahre Erfurt – Erbe und Auftrag«.⁶ Im Plenum sollten Vorträge zur Universitätsgeschichte, zur Kirchengeschichte, zur Geschichte der Arbeiterbewegung und zum Denkmalbestand gehalten werden. In den Arbeitskreisen, die chronologisch gegliedert waren, sollte der Schwerpunkt auf der Neuzeit liegen. Die Referenten, die Gutsche vorgeschlagen hatte, gehörten zum kleinen Kreis der schon lange erfurtgeschichtlich arbeitenden Personen, ergänzt durch zwei, drei Vertreter der evangelischen und der katholischen Kirche. Im Grunde war das Konzept dem Muster geschichtswissenschaftlicher Konferenzen in der DDR verpflichtet. Es wurde einfach vom Tisch gewischt.

Gleichwohl, eine Geschichtskonferenz sollte es geben. Sie vorzubereiten und durchzuführen schrieb sich der gerade wiedergegründete Geschichtsverein, der sich der Unterstützung des Magistrats sicher sein konnte, auf die Fahne. Der Magistrat gab das Geld und die Räumlichkeiten und ließ sonst völlig freie Hand – mit einer Ausnahme: dass Willibald Gutsche nicht als Referent auftrete. Die Freiheit und die Verantwortung, die sich hierdurch auftraten, können nur im Kontrast ermessen werden: Zu DDR-Zeiten hätte eine Arbeitsgruppe der SED-Parteileitung über das Thema, den In-

⁵ U. Weiß (Hrsg.), *Erfurt 742-1992: Stadtgeschichte – Universitätsgeschichte*, Weimar 1992.

⁶ W. Gutsche, Konzeption einer geschichtswissenschaftlichen Konferenz im Rahmen der Veranstaltung im Jubiläumsjahr der Stadt Erfurt 1992 (Entwurf), Erfurt 1990 (Typoskript).

halt und die Person der jeweiligen Referenten im einzelnen beraten – eben weil Geschichte wichtig genommen und ihr ein bestimmtes bewusstseinsbildendes Potential beigemessen wurde. Nun also völlige Freiheit. Zudem, in Gestalt eines Geschichtsvereins, eine bemerkenswerte bürgerschaftliche Beteiligung; sie verdankte sich freilich zu einem guten Teil dem Umstand, dass es zu diesem Zeitpunkt in der Stadt noch kein Historisches Institut gab, das solch eine Konferenz gemeinsam mit dem Magistrat hätte vorbereiten und veranstalten können.

Die Konferenz, mit der im Juni 1992 die Festwoche begann, hatte erklärtermaßen den Charakter eines Kolloquiums. Die Gesprächsatmosphäre, die gewünscht war, legte das große Thema nahe: »Erfurt – Geschichte und Gegenwart. Bindungen und Verbindungen in Deutschland und in Europa«. Man diskutierte im Plenum und in Arbeitsgruppen, und zwar schwerpunktmäßig über Sachverhalte, die für die Stadtgeschichte wesentlich und prägend waren, beispielsweise über die institutionalisierten Beziehungen zum fortgeschritteneren Rhein-Main-Raum in der Frühzeit, über die ältere Universität, über das Buchwesen im 15. und im 16. Jahrhundert oder über die merkwürdige Stellung der Stadt in der Geschichte als Zentralort, Residenz und Hauptstadt, als zwar natürliches, wirtschaftliches, kirchliches und kulturelles Zentrum von Thüringen, jahrhundertlang aber nicht als politisches Zentrum des Landes. So wie bei diesem Thema war es auch sonst die Gegenwart, die ihre Fragen an die Geschichte stellte. »Bindungen und Verbindungen« zielte auf die Geschichte der Beziehungen, der Einflüsse und der Auswirkungen; methodisch gesehen ging es also um den Vergleich, der es erlaubt, das Besondere erst richtig zu erkennen. Verwiesen sei nur auf Peter Blickles Analyse der Erfurter Reformation, die im Vergleich mit anderen Stadtreformationen als ein »paradigmatischer Fall« erscheint.⁷

Die Ergebnisse des Kolloquiums, als sie später im Druck vorlagen, haben auch im Ausland, in England, in Frankreich, in Tschechien oder in den USA, Aufmerksamkeit gefunden; eine Aufmerksamkeit, die teilweise der Tatsache entsprang, dass das Erfurt-Jubiläum das erste einer großen, bedeutenden Stadt nach dem Beitritt der DDR zur Bundesrepublik war.⁸

⁷ P. Blickle, Die Reformation in Stadt und Landschaft Erfurt. Ein paradigmatischer Fall, in: *U. Weiß* (s. A 5), S. 253 – 273.

⁸ Aufschlussreich die Besprechung von P.G. Wallace in: *Sixteenth Century Journal* 28 (1997), S. 843 – 849.

Abschließend: Was ist nun der stadtgeschichtliche Ertrag dieses Jubiläums? Zunächst einmal bestätigt sich auf doppelte Weise Bekanntes: Ein Stadtjubiläum wird so oder so politisch instrumentalisiert. Das Beispiel Erfurt zeigt es im Konjunktiv und im Indikativ. Der Systemunterschied kann, mit Blick auf das Erfurter Stadt- und Universitätsjubiläum, geradezu exemplarisch studiert werden. So gesehen erweist sich der zeitliche Zusammenhang zwischen politischem und gesellschaftlichem Wandel als eine glückliche Konstellation. Das Gespür für Geschichtlichkeit, bis dahin eher kümmerlich, war von jetzt auf nachher genauer geworden. Und genauer auch der Blick auf die Stadtgeschichte. Dem Stadtjubiläum kam das zugute, ließ sich doch an der Stadtgeschichte zeigen, was Aufarbeitung der Geschichte, gerade auch der jüngsten, wirklich bedeuten kann: Nicht zufällig war nämlich die einzige Podiumsdiskussion während des Kolloquiums den Beziehungen zwischen Staat und Kirche in der DDR-Zeit vorbehalten – am Beispiel von Erfurt. Das brachte eine bestimmte Politisierung, die dem Jubiläum auch sonst ein besonderes Profil gab.

Zu fragen bleibt aber, ob die Jubiläen, die in den Folgejahren andere ostdeutsche Städte, etwa Wittenberg, Potsdam oder Rostock, begangen haben, ähnlicherweise vom Zeitumbruch geprägt waren und ob es letztlich so etwas wie ein typisches ostdeutsches Stadtjubiläum der neunziger Jahre gibt.

Volker Kirchberg

Die McDonaldisierung von Stadtwelten und Stadtimage¹

1. Einführung

Städtische Erinnerungskultur kann auch außerhalb der pointierten Festveranstaltungen von Stadtjubiläen vermittelt und konstruiert werden: Über Häuser, Monumente, Fassaden und andere Codes im städtischen Raum. Sie muss dabei nicht einmal auf realer Geschichte beruhen. In diesem Artikel geht es nicht um die Vermittlung realer städtischer Geschichte, sondern um die Erinnerung an eine Kultur, die so nie stattgefunden hat. Das Erinnern an vermeintliche Ereignisse tritt heute an die Stelle der realen Historie, weil sie als spektakulärer und repräsentativer als die geschichtliche Realität erachtet werden. Stadträume erhalten Hintergründe, die sie so nie hatten, entweder weil es an diesem Ort keine Historie gab oder weil die reale Geschichte aus dem einen oder anderen Grund nicht »attraktiv« genug ist. Damit findet man eine sehr andere, allerdings keineswegs unübliche »Erinnerungssituation« vor.

Ich möchte anhand zweier Theorien, die nicht unbedingt in ihrer Kombination bekannt sein dürften, aufzeigen, dass diese Art städtischer »Erinnerung« eine soziale Wirkung hat – und dass diese Wirkung bewusst und effizient bei der Stadtgestaltung, spezifisch bei der Gestaltung von Stadtzentren, eingesetzt wird. Dabei handelt es sich um den Beginn eines komplexen Forschungsansatzes, der in Zukunft weiter – auch empirisch – ausgeführt werden soll. Ich werde aber versuchen, die eine oder andere Aussage durch Fotos aus Berliner Innenstädten (Kurfürstendamm, Potsdamer Platz) zu konkretisieren.

Von welchen beiden Theorienansätzen gehe ich aus? Zum einen ist es die postmoderne Weiterentwicklung der Theorie des französischen Philosophen Henri Lefèbvres zur sozialen Raumkonstruktion.² Lefèbvre begreift städtischen Raum als ein Produkt aus realen, hegemoniale Herrschaft stärkenden und sie reflektierenden Prozessen. Der andere Theorieansatz stammt aus Überlegungen zur heutigen, postmodernen Rationalisierung des Lebens, d. h. zum rationalen, berechnenden und standardisierenden

¹ Artikel beruht auf einem Vortrag auf der Internationalen Städtetagung der Arbeitsgemeinschaft »Die Alte Stadt« zum Thema »Stadtjubiläen und Städtische Erinnerungskultur« vom 4. bis 7. Mai 2000 in Trier. Alle Fotos erstellte der Autor. Kommentare per e-mail sind willkommen: V.Kirchberg@t-online.de.

² Vgl. H. Lefèbvre, Die Revolution der Städte, München 1972; H. Lefèbvre, The Production of Space, Oxford 1991 (Original in franz. 1974).

Einsatz von Mitteln, mit denen effizienter politische und ökonomische Ziele, zum Beispiel zur Stadtgestaltung, erreicht werden können. Die lückenlose Rationalisierung unserer Tage hat der amerikanische Soziologe George Ritzer als McDonaldisierung bezeichnet.³

2. Städtische Räume als soziale Konstrukte

Dass manifeste Stadtentwicklung nicht allein auf konkreten Planungen und Umsetzungen, sondern auch auf imaginären Idealen oder Leitbildern beruht, hat schon vor über 25 Jahren Henri Lefèbvre ausgeführt. Er beschreibt die Schaffung städtischer Räume als einen soziologischen Vorgang, der auf Codes aufgebaut ist: Raum und Raumgestaltung ist ein Kommunikationsmedium der Gesellschaft wie auch Sprache oder Bilder, und wie jedes Medium ist auch Raum ein soziales Produkt. Alle Kommunikationsmedien unserer Zeit werden als soziale Kontroll- und Machtinstrumente eingesetzt, und dies gilt auch für den Raum.

Raum ist nie nur physikalischer, sondern immer auch kognitiver Raum. Den unmittelbaren Sinnen gegenüber bleibt dieser kognitive Raum allerdings ohne zusätzlich erklärende Zeichen und Dechiffrierungsangebote verschwiegen. Raum erscheint gesellschaftspolitisch unschuldig, und doch besteht er aus vielen Codes, die, wenn sie »sprechen«, Macht und Kontrolle ausüben. Ideologien werden über die konkrete Raumgestaltung wie über die Imageformung propagiert. Jede Gesellschaftsform hat ihre eigene Raumsprache, schafft also ihre eigenen Räume und wird in ihren eigenen Räumen reflektiert.⁴

Als »Repräsentationen im Raum«⁵ bezeichnet Lefèbvre dabei die Elemente der Stadtgestaltung, Bilder, die nur nach einer kognitiven Verarbeitungsleistung, einem bewussten Entschlüsseln ihrer Codes, verständlich sind und zumeist nicht Alltagsleben repräsentieren. Sie werden nach Lefèbvre allein von »Wissenschaftlern, Stadtplanern, Urbanisten, Technokraten und Sozialingenieuren« entworfen und umgesetzt, und sind so eine abstrakte Mixtur aus Fachkenntnis und Ideologie,⁶ die zur Realisie-

³ Vgl. G. Ritzer, Die McDonaldisierung der Gesellschaft, Frankfurt a.M. 1997.

⁴ Vgl. H. Lefèbvre 1991 (s. A 2), S. 25-31.

⁵ Vgl. H. Lefèbvre 1991 (s. A 2). In dieser von mir genutzten englischen Übersetzung des französischen Originals heißt der Begriff Repräsentationen im Raum »representations of space« und der Begriff repräsentationelle Räume »representational spaces«.

⁶ Mit der italienischen Renaissance (genauer: mit der Verwendung der Perspektive in der Stadtplanung und entsprechenden Bildern) begannen in den westlichen Städten die Repräsentationen im Raum über repräsentationelle Räume zu dominieren. Sozialer Raum wird langfristig produziert und so bewegen sich Raumrepräsentationen in ihm immerwährend zwischen Vergangenheit und Gegenwart hin und her. Die Geschichte des Raumes im Sinne des »Was passierte hier früher?«



Abb. 1: Beispiel für eine historisierende Repräsentation: der BVG-Touristenbus im Pseudogewand der 20er Jahre (Name: »Zille-Express«) vor dem (endgültig geschlossenen) Café Kranzler in Berlin.



Abb. 2: Beispiel für eine historisierende Repräsentation: replizierte Exempel einer vergangenen Zeit »aus eigener Produktion«: Schirmmützen, Orden und russische Puppen.

rung keiner demokratischen Absicherung bedürfen, sondern allein politischer Macht, die durch ihre Repräsentationen im Raum wiederum verstärkt werden.⁷

Repräsentationen im Raum sind nicht unmittelbar erlebbar, sondern immer nur nach kognitiver Entschlüsselung mittels Transmitter (Codes) zu verstehen. Ohne Übersetzung werden sie von der Mehrheit der Bevölkerung nicht verstanden. Lefèbvre bezeichnet diesen so gestalteten Raum auch als »espace conçu«, als »zu begreifenden Raum«. Ein vollständiges Begreifen verbleibt aber immer bei der kleinen Gruppe, die diese Raumrepräsentationen konstruiert hat und die durch die Beherrschung dieser Sprache auch die Herrschaft über die Stadtgestaltung hat. Dieser abstrakte Raum aus Repräsentationen neigt zur Standardisierung, da nur wenige stillbildende Personen immer wieder ihre selben Vorstellungen von Raum verwirklichen. Sie können heute als wichtigste Elemente räumlicher Praxis (d. h. Verhaltensvorgaben im Raum), vor allem in den Stadtzentren, bezeichnet werden.

oder »Was hat sich daraufhin hier verändert?« erhält erst durch Raumrepräsentationen konkrete Bedeutung; vgl. *H. Lefèbvre* 1991 (s. A 2), S. 37. In diesem Sinne sind auch monumentale Gebäude bestimmter Zeiten Repräsentationen im Raum, die bestimmte, historische Machtkonstellationen dokumentieren.

⁷ Ein zentrales Element der Raumschaffung ist die Einschließung einiger in ein Kollektiv und die Ausschließung anderer aus diesem Kollektiv. Erst durch diese Inklusion und Exklusion wird Raum als sozialer Raum definiert; vgl. *H. Lefèbvre* 1991 (s. A 2), S. 35. Nach Durkheim ist eine kollektive Repräsentation eine Zusammenstellung von Symbolen, der für die Mitglieder dieses Kollektivs eine gemeinsame kognitive und affektive Bedeutung besitzt, und durch die kollektive Erfahrungen, Werte und Verhaltensnormen der Gruppe vergegenwärtigt und dargestellt werden. Sie umfasst nicht nur materielle Symbole, sondern auch gemeinsame Begriffe und Sprache. Sie ist für das Individuum die Vergegenwärtigung einer gesellschaftlichen Wirklichkeit über das eigene individuelle Bewusstsein hinaus und somit ein wichtiges Machtinstrument des Kollektivs.

Als »repräsentationelle Räume« bezeichnet Lefèbvre dagegen die Raumelemente, die ohne weitere kognitive Dechiffrierungsleistung wahrgenommen, über Alltagserfahrungen unmittelbar verständlich werden und gelebt werden. Repräsentationelle Räume sind Räume der alltäglichen Wahrnehmung, Räume, aus den Menschen vor Ort ihren direkten alltäglichen Gebrauchsnutzen und nicht indirekt zum Beispiel einen ökonomischen Tauschwertnutzen oder einen politische Macht kommunizierenden Propagandanutzen ziehen. Repräsentationelle Räume bedürfen keiner Dechiffrierungskompetenz, da sie aus unmittelbar erlebter Erfahrung und eigener Biographie verstanden werden.⁸

An anderer Stelle bezeichnet Lefèbvre diese Räume wegen ihres unmittelbaren Alltagsgebrauchs auch als »espace vécu«, als gelebten Raum. Solchermaßen vielfältig genutzte und interpretierte »absolute« Räume sind auch vielfältiger und urbaner als die durch Repräsentationen im Raum bestimmten »abstrakten« Räume.⁹

Auf den ersten Blick verwirrend mag der Gleichklang der beiden doch inhaltlich so unterschiedlichen Begriffe »Repräsentationen im Raum« und »repräsentationelle Räume« wirken. Diese Begriffe sollen aber auch im Deutschen beibehalten werden. Obwohl es sich um zwei Pole handelt, weist Lefèbvre mit dem Gleichklang auch auf Übereinstimmungen dieser Konstrukte hin. Zum einen wurde schon angemerkt, dass auch abstrakte Räume konkrete Auswirkungen auf das städtische Verhalten haben. Dann werden Repräsentationen im Raum durch alltägliche Nutzer in ihrer privaten Imagination auch zu repräsentationellen Räume umgewandelt (wenn diese Räume nicht als Ganzes leer bleiben und nur repräsentieren): Die nicht raumgestaltende Mehrheit der Bevölkerung sublimiert den Mangel konkreter Mitgestaltung dieser Räume durch eine imaginative Mitgestaltung. Erst mit dieser eigenen Bedeutungszuschreibung nimmt sie diese Umwelt als ihre eigene an. Diese imaginäre Umwelt kann auch als Stadtwelt der Nutzer ohne (zivil)gesellschaftliche Macht bezeichnet werden. Repräsentationen im Raum erhalten so eine eigene symbolische Bedeutung unabhängig von der Bedeutung, die ihre Konstrukteure ihnen geben wollten.

Miles modifiziert Lefèbvres Gegensatz von oktroyierten Repräsentationen im Raum und subjektiven repräsentationellen Räumen, indem er Zweifel an der unmittelbaren Übermittlung der Nachricht durch das Medium Raum erhebt.¹⁰ Für Lefèbvre beruhen Repräsentation im Raum noch auf realen Hintergründen, Inhalte zum Beispiel aus der Geschichte des Ortes, der mit diesen Repräsentationen gefüllt und gestaltet wird. Miles meint aber, dass heute dieser konkrete Bezug nicht mehr zur Stadtgestaltung benötigt wird: Nachricht und Medium bedürfen einander nicht mehr, Repräsentationen im Raum werden auch ohne Bezug zur lokalen Realität gleichermaßen

⁸ *H. Lefèbvre* 1991 (s. A 2), S. 41.

⁹ Vgl. ebda., S. 49 u. 52.

¹⁰ Vgl. *M. Miles*, *Art, Space and the City*. Public Art and Urban Future, London/New York 1997.



Abb. 3: Beispiel für »Repräsentationen im Raum«: Der skulpturale, aber ansonsten unbevölkerte Vorplatz der Gemädegalerie, Kulturforum Berlin.



Abb. 4: Beispiel für »repräsentationelle Räume«: Gebrauch des Vorplatzes an der Philharmonie durch Skateboarder, Kulturforum Berlin.

überall in der Welt als wahr akzeptiert. Ihre Macht speist sich allein aus dem Spektakel der Zeichensetzungen (Zeichensmittel, Signifikant) ohne einen entsprechenden wirklichen Zeicheninhalt (Objektbezug, Signifikat). Sich auf Roland Barthes' »Zeichenreich« beziehend ist laut Miles heute ein Bezug zu einem realen historisch und lokal existenten Inhalt vor Ort obsolet und virtuelle Erinnerungskultur ohne Erinnerungsfundament möglich. Ich würde in diesem Sinne noch eine Stufe weitergehen und das Spektakel der neuen Repräsentationen im Raum (des, wie weiter unten noch auszuführen ist, »neuen Konsums«) als Angebot einer ausgerufenen »geschichtlichen Tiefe« bezeichnen, bei der es nie eine (oder zumindest nie diese) Geschichte gab. Mit der Erinnerungskultur ruft man Historie, wie weit sie auch in der jeweiligen Erinnerungssituation verzerrt sein mag, ins Gedächtnis zurück. Hier wird »Erinnerung« nur noch simuliert. Es wird sich keiner wirklichen Vergangenheit, sondern nur einer durch das Spektakel schon zur »Geschichte« gewordenen Gegenwart (und Zukunft) »erinnert«, d. h. an die Stelle des repräsentierenden Nutzens von Geschichte gesetzt.¹¹

¹¹ Wie erwähnt, listet Lefèbvre sehr konkret als Verursacher von Raumrepräsentationen den Kreis an »Wissenschaftlern, Stadtplanern, Urbanisten, Technokraten und Sozialingenieuren« auf. Miles stellt nun die Frage, ob diese Gruppe in dieser Rolle der Verstärker affirmativer kultureller Hegemonie verharren und nicht aus ihrer Instrumentalisierung ausbrechen müssten. Allerdings, so Miles, stellen sich Stadtplaner und (City-)Marketingfachleute dieser gesellschaftlichen In-Frage-Stellung ihrer Tätigkeit in ihrer Selbstreferentialität und materiellen Eingebundenheit nicht ernsthaft; vgl. M. Miles (s. A 10), S. 84 u. 87. Bourdieu hat in diesem Sinne festgestellt, dass Intellektuelle »als Beherrschte Teil der Herrschenden« seien. Weil sie selber eine bzw. in einer »art world« (Howard Becker) leben, nehmen sie nur selten so kritisch zur eigenen Gestaltung des Stadtraumes Stellung und müssten deshalb zur oben genannten »Verursachergruppe« gezählt werden. Ein Verhindern dieser Stigmatisierung wäre für die Gruppe der Kunst- und Kulturschaffenden laut Miles nur möglich, wenn sie Raumrepräsentationen als Ideologie und ihre Bedeutung als nicht-realistische Zeichen ohne tatsächlichen historischen Hintergrund im Sinne Barthes entlarven würden.



Abb. 5: Fantasy City: Warenzeichen werden zu Stadtteilnamen: »Quartier DaimlerChrysler«.

3. Gestaltungsmacht virtueller Stadtlandschaften

Die Analyse der aktuellen Dominanz von Repräsentationen imaginärer Zeichensetzungen, die losgelöst von realen Stadtstrukturen und Historien sind, findet sich in der aktuellen Literatur zu postmodernen Stadtlandschaften.

Eine zentrale Studie zu dieser Gestaltungsart von Stadtlandschaften hat Hannigan¹² in der Synthese von Theorien der »Urban Political Economy«¹³ und der Postmoderne¹⁴ erstellt. Aktuelle Repräsentationen beruhen demnach allein auf dem Konsum simulierter urbaner Erfahrungen. Hannigan nennt diese Repräsentationen im Raum »Fantasy City«. Andere Begriffe, die ähnliches meinen, sind »SimCity« oder »Cathedrals of Consumption«. Die Attraktivität dieser neuen Zentren beruht auf unterhaltsamem Spaß, spektakulärer Technologie, umfassendem Marketing und der Bereitschaft des Publikums, diese Angebote als reale Erfahrung wahrnehmen zu wollen.¹⁵

Die »themed environments« der neuen »Urban Entertainment Districts« oder »Centers« von »Fantasy City« beruhen dabei laut Hannigan auf sechs Erfolgsregeln:

¹² Vgl. J. Hannigan, *Fantasy City. Pleasure and Profit in the Postmodern Metropolis*, London/New York 1998.

¹³ Vgl. hierzu J. R. Logan/H.H. Molotch, *Urban Fortunes. The Political Economy of Place*, Los Angeles 1987; Sh. Zukin, *The Cultures of Cities*, Oxford 1995; V. Kirchberg, *Stadtkultur in der Urban Political Economy*, in: A. Göschel/V. Kirchberg (Hrsg.), *Kultur in der Stadt. Stadtsoziologische Analysen zur Kultur*, Opladen 1998.

¹⁴ Vgl. M. Featherstone, *Consumer Culture & Postmodernism*, London 1991; J. Baudrillard, *The Consumer Society. Myths and Structures*, London 1998 (franz. Orig. 1970).

¹⁵ Warum sind insbesondere die neuen Urban Entertainment Districts als virtuelle Stadtlandschaften, als Fantasy Cities hierbei so attraktiv? Wie die Einkaufszentren der Vororte haben auch sie den Konsum zum Thema. Der Unterschied liegt aber darin, dass erstere noch reale Gegenstände und Sachleistungen verkaufen, während Urban Entertainment Districts ihre Konsumattraktivität

1. In Fantasy City wird sich von Developern der Stadtgestalt wie von Promotern des Stadtimages bindend an ein inhaltliches Thema gehalten. Wenn es mehrere Themen gibt, die das entsprechende Stadtbild bestimmen, dann sind diese voneinander getrennt in spezifischen »Themenzonen« lokalisiert. Zumeist werden Phantasiethemata aufgenommen, die kaum mit der sozialen oder kulturellen, historischen oder gegenwärtigen Situation verknüpft sind. Die meisten Themen werden global bestimmt und uniform vermarktet.
2. Fantasy City wird aggressiv vermarktet. Es bedarf einer überregionalen Strategie, die das Stadtimage als »Warenzeichen« überall bekannt macht. Teile dieser Stadtlandschaft können auch außerhalb der Stadt vermarktet werden (über eingetragene Warenzeichen wie zum Beispiel »Grand Central Station«, »Piccadilly Circus« für Kleidung, Parfüms, Restaurantketten etc.),¹⁶ wie aber auch Stadtlandschaften in ihre Namen bekannte Markennamen aufnehmen können und Urban Entertainment Districts dadurch noch bekannter gemacht werden. So wurde New Yorks Theaterdistrikt nach dem Sponsor in »Continental World« umbenannt, und der Potsdamer Platz in Berlin besteht bisher aus zwei Stadtteilen, die mit den Namen »Quartier DaimlerCrysler« und »Sony Center« bezeichnet werden.
3. Fantasy City versucht, Tag und Nacht geöffnet zu sein, um den innerstädtischen Freizeitbedürfnisse der Baby Boomers, der Generation X und der Touristen zu entsprechen.
4. Fantasy City ist ein modulares Konzept, d. h. es mischt scheinbar unzusammenhängende Angebote, um Vielfalt und damit Urbanität vorzutäuschen. Dabei ist diese Mischung wiederum allerdings global sehr homogen: Man findet in Urban Entertainment Districts immer Themenrestaurants, ein großes Multiplex-Kino, ein IMAX-Kino, große Platten- und Bücherladenketten und einige interaktive Spielflächen mit elektronischen Spielen. Bei staatlich geförderten Urban Entertainment Districts findet man zudem noch ein Aquarium, ein Sportstadion oder eine Sportarena, ein Theater, ein Science-Museum oder andere popularisierte Museen.
5. Fantasy City ist zwar eine Simulation »idealer« Umwelten, sie hat aber konkrete Folgen: Sie trennt Bevölkerungsgruppen voneinander und bildet Schwellen zu benachbarten Stadträumen. Diese außerhalb liegenden, »fremden« Stadträume werden als Bedrohung der eigenen Lebensweise verstanden. »Städte der Illusion« müssen deutlich von der durch Armut und Kriminalität geprägten realen Stadt (in den USA zumeist geographisch in unmittelbarer Nähe) abrücken, sei dies durch sym-

in der Virtualität ihrer Angebote finden. Die explodierende Kaufkraft der Mittelschicht findet ihre Auflösung nur noch in dem Konsum der Simulation, der Fantasie; vgl. J. Hannigan (s. A 12), S. 84.

¹⁶ Mit dem Namen »Cheers Bar« wird auch eine Gaststättenkette vermarktet, die es vermeintlich in Boston gibt. Tatsächlich ist diese Bar aber nur die Erfindung einer erfolgreichen TV-Serie.

bolische Schwellen der Raumrepräsentationen oder durch konkrete Barrieren (Autobahnen, Eisenbahnstrecken, Mauern etc.). Kann die Illusion einer sicheren Stadt nicht mehr aufrechterhalten werden, dann würde das Stadtmarketing unwiederbringlich geschädigt.

6. Fantasy City ist postmodern, weil es wegen der Kontingenz der Angebote nicht unmittelbar als artifiziell wahrgenommen wird. Es ist eine technische Konstruktion aus Simulationen, virtueller Realität und dem Erlebnis des »urbanen« Spektakels. Viele Konstrukteure, z.B. des Disneykonzerns, arbeiten heute in Developer- und Design-Firmen für die Gestaltung von Urban Entertainment Districts.

4. Das McDonaldisierte Stadtimage

Die McDonaldisierungsthese Ritzers ist die Theorie, die sinnvoll eine Aktualisierung der Theorie Lefèbvres zur sozialen Raumkonstruktion vorantreiben kann. Dabei sind Urban Entertainment Districts gute Beispiele für die McDonaldisierung sowohl der konkreten Stadtentwicklung wie der imaginären Stadtbildgestaltung.

4.1 Grundlagen der McDonaldisierung

George Ritzer entwickelt seine These der McDonaldisierung als gesellschaftlichen Megatrend¹⁷ aus einer organisationssoziologischen Aktualisierung der Rationalisierungsthese Max Webers.¹⁸ Er postuliert die ubiquitäre Einführung der formalen Rationalität in der Moderne.¹⁹

Ritzer hat dafür die in Wissenschaftskreisen manchmal als unglücklich bewertete Bezeichnung McDonaldisierung geschaffen, weil er in dieser weltweit agierenden Fast-Food-Restaurantkette den Prototyp der aktuellen Rationalisierung der Gesell-

¹⁷ Vgl. G. Ritzer (s. A 3); G. Ritzer, *The McDonaldization Thesis. Explorations and Extensions*, London 1998; G. Ritzer, *Enchanting a Disenchanted World: Revolutionizing the Means of Consumption*, London 1999.

¹⁸ Vgl. M. Weber, *Die protestantische Ethik und der »Geist« des Kapitalismus*.

¹⁹ Um vorgegebene Organisationsziele optimal erreichen zu können, bedarf es unumstößlicher Regeln, die einzelne Organisationen (z.B. Behörden) oder gesellschaftliche Institutionen (z.B. Marktgesetze) gestalten. Mit dem Verfahren der formalen Rationalität ist der einmal als optimal bestimmte Mitteleinsatz institutionell über Zeit und Raum unveränderbar festgelegt. Dabei werden Organisationsprozesse in exakt definierte Teilaufgaben zerlegt, für die Personen oder Gruppen (in der Bürokratie: Ämter und Abteilungen) zuständig sind. Personen und Ämter erledigen allein diese ihre Teilaufgaben, ohne das Gesamtbild, d. h. Gesamtstrategie und Organisationsziel kennen zu müssen. Wenn alle Beteiligten ihre Teilaufgaben in der vorgegebenen Art und Weise absolviert haben, dann wird, so die Logik der formalen Rationalität, durch das Zusammensetzen des Puzzles optimal das vorbestimmte Ziel erreicht.



Abb. 6: McDonaldisierung einer Stadtlandschaft: Schließung unprofitabler Kinos am Kurfürstendamm zu Gunsten der Multiplexe am Potsdamer Platz.

schaft ausmacht. Aus der empirischen Analyse des Erfolges dieser Restaurantkette und aus der theoretischen Fundierung der Rationalisierungsthese Webers benennt Ritzer vier Elemente der McDonaldisierung:²⁰

- Unter »Effizienz« versteht Ritzer die Verwendung bestmöglicher Mittel, um exakt definierte Organisationsziele zu erreichen. Das Vorbild des Fast Food bietet eine effiziente Methode zur Befriedigung und zum Wecken von Bedürfnissen.
- Unter »Berechenbarkeit« versteht Ritzer die Quantifizierbarkeit der Arbeitsabläufe, der Außendarstellung und der Erfolgsmessung.

²⁰ Vgl. G. Ritzer (s. A 3), S. 28 – 30.

- Unter »Vorhersagbarkeit« versteht Ritzer das Erwarten und Einhalten routinierter Abläufe. Dazu gehören auf Seiten der Anbieter feste Verfahrensabläufe und auf Seiten der Nachfrager exakte Erwartungen an die nachgefragte Leistung, also eine Standardisierung der Angebote.
- Unter »Kontrolle« versteht Ritzer die Überwachung des menschlichen Verhaltens auf Abweichungen vom organisatorischen Regelwerk. Auf Seiten der Konsumenten spricht Ritzer hier von suggerierenden Verhaltensmanipulationen, also der unbewussten Kontrolle durch Suggestion.

Mehrfach wurde Ritzers Fokussierung auf Webers Rationalitätstheorie und auf die Produktionsebene kritisiert, weil zum einen Webers Definition der Rationalität aus den Anfängen des 20. Jahrhunderts stammt, also veraltet sein könnte, und zum anderen Produktionsfaktoren heute weniger bedeutend für die Gestaltung der Gesellschaft wären.²¹ Die suggestive Dimension des Bedürfnisses nach Konsum und Hedonismus und die zunehmende Bedeutung des Konsums als ökonomisch und sozial gestaltender Faktor konnten damals noch nicht genügend berücksichtigt werden. Rationalisierung sei zwar ein Phänomen der Moderne, Ritzer habe es aber versäumt, McDonaldisierung auch als aktuelles Phänomen der Postmoderne darzustellen. Ritzer reagiert nun auf diese Einwände und beschreibt als weitere Dimension der McDonaldisierung ihre konsumorientierte Ausrichtung. Bisher nicht als Produkte »mit Tauschwert« wahrgenommene Lebensbereiche werden vermarktet und effizient, berechenbar, vorhersagbar und kontrolliert, d. h. suggestiv mit den Mitteln des konsumorientierten Marketings, an den Konsumenten gebracht. McDonaldisierte Einrichtungen sind in dieser erweiterten Definition in der heutigen Gesellschaft wichtige neue Konsummittel («new means of consumption» – in Anlehnung an den hergebrachten Begriff der »Produktionsmittel«). Der Markt erzielt seinen Profit nicht mehr aus Fortschritten in der Produktion, sondern aus den Fortschritten des Marketings der Konsumption.²²

In der Postmoderne ist McDonaldisierung die Rationalisierung des Massenkonsums von Symbolen, wobei deren konkrete Nützlichkeit nicht mehr für die Kaufentscheidung bestimmend sei. Vielmehr wird über die effiziente Inszenierung von Symbolen der Erlebnisgesellschaft der Kauf dieser Symbole und nicht der Kauf der dahinter stehenden Produkte und Dienstleistungen suggeriert. Die Symbole rücken an die Stelle der Produkte. Gekauft wird die »Verzauberung« eines an sich nüchternen Produktes.²³ Zudem verweist die erfolgreiche Suggestion darauf, dass ein entsprechend

²¹ Vgl. B. Smart, Resisting McDonaldization: Theory, Process and Critique, in: *ders.* (Hrsg.), *Resisting McDonaldization*, London 1999; D. Kellner, Theorizing/Resisting McDonaldization: A Multiperspektivist Approach, in: *ebda.*, S. 186 – 206; R. Wynyard, The Bunless Burger, in: M. Alfinio/S. Caputo/R. Wynyard (Hrsg.), *McDonaldization Revisited. Critical Essays on Consumer Culture*, Westport 1998.

²² Vgl. M. Featherstone (s. A 14).

²³ Vgl. G. Ritzer 1999 (s. A 17).



Abb. 7: McDonaldisierung einer Stadtlandschaft: Zunahme der Ladenketten (McDonald's, H&M, Body Shop etc.) am Kurfürstendamm.

konstruiertes (McDonaldisiertes) Angebot die Nachfrage bestimmt, für den Konsumenten also ausformuliert, was seine zu befriedigenden Bedürfnissen sind.

4.2 McDonaldisierte städtische Welten: Urban Entertainment Districts

McDonaldisierte Welten im Stadtraum sind Einkaufszentren, die zu Mega-Malls mit Unterhaltungscharakter mutieren, zu sogenannten »Urban Entertainment Districts« oder »Centers«. Diese Hybride aus Freizeit und Konsum leben aus dem Wunsch der Konsumenten, das dort Angebotene unter Vermeidung der Bewusstmachung des Angebotes als Simulation als »wahr« zu erleben. Die Synergie von Einkaufen, Unterhaltung, Tourismus, Spektakel und Fun schafft so komplexe, vermischte Umwelten, wobei durch die artifizielle Vielfalt die Illusion von Wirklichkeit noch erhalten bleibt: Eine Prüfung der Umwelt auf ihren Realitätsgehalt wird durch die vielen permanenten Umweltreize, gegen die die Besucher unwillkürlich Wahrnehmungsblockaden errichten, schwierig. Der Prototyp einer McDonaldisierten Einrichtung mit diesen suggestiven Mitteln ist natürlich Disney World.²⁴

Der Besucher postmoderner Urban Entertainment Districts mag sich aber auch der vollständigen Kommerzialisierung und der Stadtsimulation bewusst sein. Er verfolgt

²⁴ Schon in seiner ersten Veröffentlichung demonstriert G. Ritzer (s. A 3) Disneys »Magic Kingdom« als Beispiel par excellence für eine Unternehmung, die nach den Kriterien der McDonaldisierung rational geführt wird. Später zeigt G. Ritzer (s. A 17) auch auf, wie ähnlich Disneyifizierung und McDonaldisierung anhand der postmodernen Dimension sind.



Abb. 1: Beispiel für eine McDonaldisierte Kombination des postmodernen Konsums als Repräsentation im Raum: Sony Style Store am Sony Center.

hier aber auch keine tieferen Ziele und ist im Rahmen eines temporären Wunsches nach Flucht (Eskapismus) eben nur bewusst darauf aus, »zu erleben«.²⁵ Disney und ähnliche Unternehmen sind auch die wichtigsten Initiatoren und Realisatoren dieser Konsumart durch ihre Ladenketten in Urban Entertainment Centers, wie auch Unternehmen wie Nike oder Sony mittlerweile das Konsumerlebnis im »themed environment« in ihren Spezialläden in den Urban Entertainment Districts aufgenommen haben.

Die Aufgabe eines Urban Entertainment Districts ist es, den Umsatz an diesem Ort zu effektivieren. Die entsprechende Attraktivität des Ortes erreicht man nicht allein

²⁵ Vgl. M. Featherstone (s. A 14). Erst in der Kombination mit dem Kauf von Produkten vor Ort – sei es im Themenpark oder im Urban Entertainment Center – erhält der Besuch eine Langzeitwirkung in der Erinnerung. Hier wird Erinnerungskultur konkret über den Konsum geschaffen.

über die dort angebotenen Produkte, sondern eher durch die Kombination von Konsum mit einem »urbanen« Erlebnis. Das Sony Center am Potsdamer Platz ist dabei nur ein – vielleicht Berlin und Deutschland angepasstes – halbherziges Unterfangen, wenn man es mit dem neusten Pendant im amerikanischen San Francisco vergleicht. Das dortige »Metreon« (gebildet aus »metro« für urbanes Umfeld und aus »eon« für Versammlungsort!) ist ein Urban Entertainment District aus Fantasy City, aktueller interaktiver Elektronikspiel-Arkade, Science Museum und u. a. einem Sony Style-Shop. Es lohnt sich, aus dem Schriftmaterial zu zitieren:

«Metreon – ein Entwurf für zukünftiges Einkaufen – wurde von einem Team aus Designern und Ingenieuren entwickelt. Das Team gehört zur Sony Corporation of America ... Sein Auftrag? Ein urbanes, interaktives Unterhaltungszentrum zu entwickeln, ausgestattet mit den besten Sony Produkten, um Spitztalente, Leute, Attraktionen, Stil und Marken zu präsentieren ... Wir haben uns überlegt, Synergien zwischen Filmen und Musik des Konzerns einerseits und der Palette der Geräte andererseits zu schaffen. Wir mussten uns fragen, wie wir diese unterschiedlichen Bereiche für das Publikum verbinden und interessant gestalten können. Kinos nahmen natürlich eine Schlüsselrolle ein ... Unter thematischer Unterhaltung [verstehen wir] ... den Übergang von der traditionellen zweidimensionalen Erzählung zu einer 3-D-Umgebung. Bei unserer Adaption von Maurice Sendaks »Wo die wilden Kerle wohnen« ist das fabelhaft gelungen ... Oder Moebius' »Airtight Garage«. Hier wird eine Spielerfahrung mit Computern und verwandter Technologie angeboten – aber die Menschen spielen gegen Menschen, nicht gegen Maschinen ... Unsere dritte Attraktion basiert auf David Macaulays »Mammutbuch der Technik«. Technologien des Alltags werden darin auf witzige und zugleich spannende Weise erklärt ... Dann wäre es auch schon Zeit für einen Lunch bei »Montage«, um hinterher ins Erdgeschoss zu fahren und groß einzukaufen ... Im Sony Style-Shop zum Beispiel präsentieren wir jedes Produkt als »Lifestyle«-Attribut ... Aber nicht nur bei Sony Style. Jedes Geschäft hier hat seine eigene dynamische Erlebnis-Mischung.«²⁶

Die Attraktivität dieses Ortes wird bewusst aus dem Erinnern der Konsumentenzielgruppe an eigene biographische Ereignisse geschaffen. Es ist sicherlich nicht zufällig, dass hier für die jüngere Baby Boomer-Generation bedeutende Werke von Popkultur-Autoren wie Sendak, Moebius oder Macaulay in dreidimensionale Unterhaltungsskulpturen umgesetzt wurden, um mit ihnen zu werben. Städtische Erinnerungskultur ist hier nicht mehr historisch oder historisierend, sondern wird vom Cen-

²⁶ *Sony Europe*, 2000: Sony Style Katalog, Nr. 1, Frühling/Sommer 2000, S. 14; zum Thema Metreon siehe auch: www.metreon.com.

ter-Developer direkt aus der biographischen Erinnerung einer heute kaufkräftigen und erlebnisbewussten Generation gezogen.

Dabei fällt die Abkehr von der kombinierten Funktions- und Machtelite der Intellektuellen auf. Konträr zu Lefébvres ursprünglicher Erklärung der Repräsentationen im Raum (und seiner Kritik an den Intellektuellen als Verursacher dieser Repräsentationen) zeigt sich der städtische Raum nun als Produkt einer Gruppe aus »Technokraten und Sozialingenieuren«, die marktgerecht nicht gegen, sondern für die Mehrheit der Bevölkerung und ihren Vorstellungen bauen. Ist die Trennung von Repräsentationen im Raum und repräsentationellen Räumen somit aufgehoben? Heißt dies, dass, wenn man Adornos (und letztendlich auch Lefébvres) Kritik an der Kulturindustrie wiederum als wert-elitär kritisiert, in der entwickelten Kulturindustrie der Urban Entertainment Districts und in der Hinwendung zur »unsichtbaren Hand des Marktes« eine Demokratisierung der Stadtentwicklung erkennt?

Nein, denn Lefébvres Hauptargument des affirmativen Charakters der Repräsentationen im Raum, die Unterstützung kultureller Hegemonien und gesellschaftlicher Herrschaftsstrukturen durch die »Sprache des Raumes« gilt auch weiterhin. Die Abkehr von der Elite der Intellektuellen ist nicht die Abkehr von der Funktionselite der Kaufkräftigen im, wie Lefébvre sagt, »Neo-Kapitalismus«. Die postmodernen Repräsentationen im Raum propagieren eine andere (und eine nicht unbedingt neue) herrschaftsbestimmte und herrschaftsbestimmende soziale Konstruktion von Raum, in der allerdings nun die Simulation McDonaldisierter Stadtwelten als repräsentationelle Räume an vorderster Stelle steht.

Das dem Konsum untergeordnete Leben in seiner Gesamtheit aus Freizeit, Arbeit und Wohnen ist ein effizientes, kalkuliertes, vorhersagbares und kontrolliertes, also McDonaldisiertes Universum, das, so immateriell es in seiner postmodernen Formensprache scheint, zuerst für das Ziel des materiellen Profits instrumentalisiert wird. Der immaterielle Schein, die virtuelle Realität und das Spektakel der immer weiterentwickelten medialen Repräsentationen geht dabei mit einem totalen Verlust an (historischer) Authentizität einher; dieser Verlust wird allerdings – vielleicht mit Ausnahme eines kleiner werdenden Kreises des älteren Bildungsbürgertums – nicht beklagt. Nach Ritzer ist Disney World dabei die postmoderne Zukunft der Gestaltung innerstädtischer Zentren. Dazu gibt es mittlerweile Beispiele in Deutschland. Das Oberhausener CentrO oder der Potsdamer Platz sind aber erst der Anfang einer neuen ahistorischen Erinnerungskultur in neugestalteten konsumorientierten Stadträumen, wie die schon bestehenden Weiterentwicklungen in den USA zeigen.

Autoren

FRANÇOIS DE CAPITANI studierte Geschichte und Philosophie in Bern. Er war Konservator am Bernischen Historischen Museum und ist seit 1991 am Schweizerischen Landesmuseum als wissenschaftlicher Mitarbeiter tätig. Forschungsschwerpunkte: Kultur- und Mentalitätsgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, Geschichte der Museen.

GERHARD FAIX (1961); Studium der Geschichte und lateinischen Philologie an der Universität Tübingen; seit Oktober 1991 Wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für Landesgeschichte an der Universität Stuttgart; 1996 Promotion; derzeitiges Projekt: »Geschichtskultur im Königreich Württemberg«.

VOLKER KIRCHBERG (1956), ist seit Januar 2001 Professor für Soziologie und empirische Sozialforschung in New Jersey/USA. Er war zuvor als Diplom-Soziologe in der Forschungsstelle Stadtforschung an der Universität Hamburg tätig, hat mit einer Arbeit zum Thema »Kultur und Stadt« im Anschluss an einen USA-Forschungs-Aufenthalt promoviert und dann bis 2000 das sozialwissenschaftliche Forschungsinstitut »Basica« in Hamburg geleitet.

ANDREAS LUDWIG (1954), Historiker; Aufbau des Heimatmuseums Berlin-Charlottenburg zur 750-Jahrfeier Berlins; 1989 – 1992 wiss. Mitarbeiter am Institut für Geschichtswissenschaften der TU Berlin im DFG-Förderschwerpunkt »Die Stadt als Dienstleistungszentrum«, Promotion über »Soziale Stiftungen der Stadt Charlottenburg im 19. und frühen 20. Jahrhundert«. Seit 1993 in Eisenhüttenstadt Leiter des »Dokumentationszentrums Alltagskultur der DDR«, Mitarbeit am einem Projekt über die Stadtgeschichte

Eisenhüttenstadts im Rahmen des Programms »Orte deutscher Geschichte« der Robert Bosch Stiftung Stuttgart.

ALICE VON PLATO, Dissertation »Präsentierte Geschichte« (erscheint bei Campus 2001). Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt »Stadtrepräsentationen« der Universität Hannover. Publikationen zur afrikanischen Geschichte, zur französischen Museums- und Weltausstellungsgeschichte sowie zur Geschichte des Holocaust.

ULMAN WEISS, Studium der Germanistik und Geschichte an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald; Mitarbeiter am Institut für Geschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR; seit 1993 an der Pädagogischen Hochschule Erfurt (seit 2001 in Universität Erfurt überführt); Forschungsschwerpunkte: Stadtgeschichte und frühneuzeitlicher religiöser Nonkonformismus.

Besprechungen

PETER HALL, *Cities in Civilization. Culture, Innovation and Urban Order*, 1998, Paperback edition 1999, 1.170 Seiten, div. Abbildungen, Weidenfeld & Nicholson, Paperback Pfd. 16,99.

Sir Peter Hall ist in der angelsächsischen Welt als ein äußerst produktiver Publizist bekannt. Seine Bücher über »World Cities« (1966), »Great Planning Desasters« (1980) und »Cities of Tomorrow: An Intellectual History of Urban Planning and Design in the Twentieth Century« (1988), und über 20 weitere Bücher sind zu Standardwerken der Stadtplanung(sgeschichte) geworden. Er ist Ehrenmitglied des Royal Town Planning Institute und war Berater des Premierministers für die Urban Task Force. In Deutschland ist er spätestens durch seine (Mit-)Arbeit am Urban 21 Expertenbericht zur Zukunft der Städte auch dem hiesigen Fachpublikum bekannt geworden.

Obiges Werk greift auf andere Publikationen zurück und kann – ohne Übertreibung – als das reife Spätwerk eines der bedeutendsten Planer, Theoretiker und Publizisten des 20. Jahrhunderts bezeichnet werden. Das magnum opus besteht aus fünf Büchern: Die Stadt als kultureller Schmelztiegel, die Stadt als innovatives Milieu, die Verbindung von Kunst und Technologie, die Begründung der städtischen Ordnung und die Vereinigung von Kunst, Technologie und Organisation. In diesem Kontext bietet das Werk detaillierte Analysen von 19 Städten und 21 Fallstudien, eine anregende Mischung aus Stadt-, Stadtplanungs-, Technik- und Kulturgeschichte.

Im ersten Buch werden Fallstudien von Athen, Florenz, London, Wien, Paris und Berlin präsentiert. Der zeitliche Rahmen beginnt 500 Jahre vor Christus und endet mit den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts, beinhaltet also ca. 1500 Jahre

Kulturgeschichte. Von der Philosophie, der Kunst und dem Drama in Athen, dem Theater und den Schauspielern in London, der Oper und dem Walzer in Wien, über die Malerei und die Geburt des Kubismus in Paris bis zum Expressionismus und der Politisierung der Kunst in Berlin reicht das Spektrum der Beiträge. Hall erörtert die Frage, wie Faktoren und Umstände zu einem derartigem kreativen Milieu verschmelzen und goldene Zeitalter für die Städte einleiten.

Der zweite Band mit Fallstudien zu Manchester, Glasgow, Berlin, Detroit, San Francisco/Palo Alto und Tokio beinhaltet die Analyse technologischer Innovationen und ihren Zusammenhang mit Städten und Stadtentwicklung in den letzten 250 Jahren. Die zentrale Frage ist hier, wie innovative Milieus entstehen? Hall bezieht sich hier auf Joseph Schumpeters Konzept, dass auf richtungsweisende Erfindungen ihre massenhafte Anwendung folge und damit ein wirtschaftlicher Aufschwung einhergehe. Schumpeter hatte bemerkt, dass der jeweilige Beginn von Konjunkturzyklen gleichgesetzt werden kann mit einem Innovationsschub durch eine Basistechnologie bzw. deren wirtschaftlicher Verwertung. Dieses Modell der »langen Wellen«, das auf den russischen Ökonomen Kondratieff zurückgeht, hat Hall bereits mehrfach als Erklärungsansatz für technologische Innovationen, wirtschaftliche Anwendungen und räumliche Folgen benutzt. Hall untersucht am Beispiel der Spinnmaschine die Folgen ihrer Anwendung in Manchester, bezogen auf den Schiffbau Glasgow, für die Elektroindustrie Berlin, für die Automobilindustrie Detroit, für Computer und die Informationstechnologie San Francisco und Palo Alto und bezogen auf staatliche Interventionen Tokio/Japan. Die skizzierte Dialektik von Stadt und Technik beinhaltet wechselnde Phasen von spektakulären Booms und dramatischem Niedergang.

Der dritte Band reflektiert die Entstehung der Massenkultur basierend auf Fallstudien zu Los Angeles und Memphis. Nach Hall ist die Massenkultur eine nordamerikanische Erfindung, die sich über die Presse, Film, Rundfunk, Fernsehen, Video und schließlich digitale Techniken ausweitete. Natürlich ist es naheliegend, die Traumfabrik in Hollywood und Los Angeles als Exempel für die Filmindustrie und Massenproduktion sowie Massenkonsumption zu wählen. Für die Musikindustrie und die Geburt des Rock'n Roll wählt Hall Memphis. Vor Begeisterung für die Bluesmusik – die der Rezensent mit dem Autor teilt – blendet Hall den überregionalen Kontext weitgehend aus. Die Bluesmusik entstand im Mississippi Delta in ländlichen Regionen. Memphis bildete nur einen Zwischenstop der Migrationsbewegung der Schwarzen nach Norden während und nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Metropolen des Nordens, Kansas City, Chicago und Detroit versprachen Jobs und bessere Lebensbedingungen. Hier mutierte der ländliche (schwarze) Blues schließlich vollständig zum urbanen Blues und wurde zur Keimzelle des Rhythm and Blues, bevor er als (weißer) Rock'n Roll seinen Siegeszug um die Welt antrat.

Der vierte und umfangreichste Teil mit der Darstellung der Stadtentwicklung und Stadtplanung schließt den Zeitraum von einem Jahrtausend mit Fallstudien zu Rom, London (1825 – 1900), Paris, New York, Los Angeles, Stockholm und London (1979 – 1993) ein. Die massenhafte Einführung des Pkws beförderte eine Revolution der Lebensstile. Die unterschiedlichen Wege zur »autogerechten Stadt« zeichnet Hall am Beispiel von Los Angeles und Stockholm nach. Die massenhafte Suburbanisierung skizziert er am Beispiel von Levittown, dem größten Wohnungsbauprojekt der Welt in New York mit 17.000 Häusern, und wiederum in Los Angeles. Häuser werden vom Band produziert, fordistische Massenproduktion wie in der Automobilindustrie.

Der fünfte Band schließlich beinhaltet eine Synthese und einen Ausblick auf die Stadt in diesem neuen Jahrtausend. Hall prognostiziert optimistisch ein neues goldenes Zeitalter für die Städte. Er skizziert den Wandel vom industriellen Zeitalter zur Informationstechnologie, die digi-

tale Revolution und die widersprüchliche und ungleichzeitige Entwicklung mit einem Bedeutungsverlust der räumlichen Entfernungen und der wachsenden Bedeutung von face-to-face Kontakten.

Das enorm breitgefaste Zeit- und Themenspektrum in Peter Halls Werk erfordert ein immenses Wissen und eine ausgereifte intellektuelle Kompetenz. Der Buchtitel weckt hohe Erwartungen und natürlich liegt ein Vergleich mit Lewis Mumfords Spätwerk »The City in History« (1961) nahe. Hall bemüht sich – im Gegensatz zu Mumfords chronologischer Darstellung, die aktuelle Trends eher ausspart – um unterschiedliche theoretische Ansätze und versucht sie, mit empirischen Fallstudien zu verknüpfen. Halls persönlicher und theoretischer Erfahrungshintergrund ist dabei erheblich breiter, seine Darstellung präziser und die Bewertungen sind belegt.

Die Auswahl der Fallstudienstädte ist allerdings nicht systematisch begründet und Hall ist nicht überall gleichermaßen »der Experte«. Die Megastädte in Asien, Afrika und Lateinamerika werden kaum erwähnt und auch die Debatte um die Städte und Stadtplanung der ehemaligen sozialistischen Länder wird fast vollständig ignoriert. Die angelsächsische Prägung befördert die Ignoranz der Planungsgeschichte in den Städten der sozialistischen Länder. Dennoch ist das Buch ein Meilenstein, das die stärkere Internationalisierung der Planungsgeschichte vorantreibt.

Hall war und ist nicht nur Hochschullehrer, sondern zudem an diversen Expertisen und Planungen beteiligt. So geht der Vorschlag der Einrichtung von »Enterprise Zones« in Großbritannien nicht zuletzt auf seine Vorschläge zurück. Die Konservativen in Großbritannien um Margaret Thatcher und Michael Heseltine folgten seinen Vorschlägen, die weitgehend auf dem Modell Hong Kong basierten. Die zweite Fallstudie zur Entwicklung Londons (1979 – 1993) ist fast ausschließlich dem Stadtbau in den Docklands gewidmet, eine Evaluierung des Modells der Enterprise Zones und der Urban Development Corporations. Hier brilliert hier mit einer kenntnisreichen pointierten Bilanz, reflektiert (aus heutiger Sicht) die damaligen Positionen und die Entwicklung des größten Bauprojektes in Europa in

den Londoner Docklands. Mit dem Big Bang, der Deregulierung der Londoner Börse wurde der Büroflächenboom angeheizt. Die »top-down Planung« des »flagship-projects« der britischen Regierung negierte konsequent die lokalen Interessen. Die beteiligten Akteure, vor allem Michael Heseltine, gewinnen Kontur und Hall macht ihre Interessen und Ambitionen transparent. Ein faszinierendes Stück britischer Planungsgeschichte wird nachgezeichnet und reflektiert.

London bildet zugespitzt den Ausgangspunkt und das Ende des Bandes. Obwohl Sir Peter Hall in vielen Städten forschte und lehrte, bleibt London »seine« Stadt, Maßstab und Messlatte zur Analyse und Reflektion anderer Städte. Eine umfangreiche Bibliographie (mehr als 2.000 Titel) und ein Register machen das Buch zu einem Meilenstein der Stadt- und Stadtplanungsgeschichte. Bei der Themenbreite kann es nicht verwundern, dass vorwiegend Sekundärliteratur bemüht wurde. Der französische Historiker Henri Pirenne hat einmal formuliert, dass eine Synthese neue Fallstudien herausfordert. Halls Buch sind viele Leser zu wünschen, die Paperbackausgabe ist als preiswert zu bezeichnen. Anregungen für neue komparative Fallstudien sind reichlich gegeben.

Hamburg

Dirk Schubert

TIMO JOHN, *Die königlichen Gärten des 19. Jahrhunderts in Stuttgart, Worms: Wernersche Verlagsgesellschaft mbH 2000, 119 S., Ill., ISBN 3-88462-156-4, DM 49,-.*

Die königlichen Gärten in Stuttgart, d. h. der Schlossgarten, der Rosensteinpark, die Wilhelma und der Park der Villa Berg, sind eine Schöpfung des 19. Jahrhunderts, der im 20. Jahrhundert schwer zugesetzt wurde und die im 21. Jahrhundert von der Vernichtung bedroht ist. Umso erfreulicher ist es, dass nun endlich ein fundierter Überblick über die Geschichte dieser Gartenanlagen entstanden ist. Der Vf. wertet die nicht allzu üppige, dafür aber weit verstreute Gartenliteratur aus und stellt sie souverän in Perspektive. Allein

dadurch kann das Werk als erster Anreiz gelten, die Geschichte der Gartenanlagen, insbesondere was deren Ausschlichtung im 20. Jahrhundert angeht, künftig verstärkt aus den archivalischen Quellen herauszuarbeiten.

Das Werk ist vorzüglich illustriert. Reproduktionen von Karten, Plänen, Stichen, Gemälden und Postkarten geben einen schönen Eindruck vom ästhetischen Reiz der Anlagen. Leider fehlen im Gegensatz zur Wilhelma und zur Villa Berg Innenaufnahmen des Neuen Schlosses und des Schlosses Rosenstein. Was die Illustrierung des 20. Jahrhunderts angeht, ist eine Tendenz zu Luftbildern erkennbar. Doch das, was hinsichtlich einer klaren Übersicht seine Vorzüge haben mag, kann auf der anderen Seite leicht den Blick für die Wahrnehmung am Boden verstellen. Der Park ist nicht nur ein gartengestalterisches Problem, sondern vor allem auch ein Erlebnisraum für Fußgänger. Deren »Bilder im Kopf«, d. h. deren Wahrnehmungen und Impressionen, erläutert der Vf. u. a. anhand von historischen Zitaten.

Neben der Darstellung der Geschichte hat das Werk noch ein weiteres Anliegen, indem es vor den zu erwartenden schweren Zerstörungen der Gartensubstanz warnen will. Auf dem Rücken- deckel heißt es, dass das Buch »vor allem auch vor dem Hintergrund der bevorstehenden Eingriffe in die Parkanlagen und der Umwandlung ihrer Umgebung« zu verstehen sei. Seltsamerweise wird aber in dem ganzen Text das aberwitzige Projekt, das alle Parks gleichermaßen mehr oder weniger stark beeinträchtigt und die Schlossgartenanlagen und den Rosensteinpark weitgehend zerstören würde, namentlich gar nicht erwähnt. »Stuttgart 21« ist das Damoklesschwert über den Anlagen. Auch wenn sich im Verlaufe der letzten Jahre die Absurdität der Vertunnelung des Stuttgarter Hauptbahnhofs vor allem auch in finanzieller Hinsicht immer deutlicher gezeigt hat, so bleibt doch festzustellen, dass Stuttgarter und baden-württembergische Eliten ohne Rücksicht auf Verluste krampfhaft an dem Prestigeprojekt festhalten wollen. »Stuttgart 21« wird so zum wildgewordenen »weißen Elefanten«, der die Gärten endgültig zu zertrampeln droht. Und selbst wenn das Projekt selbst aus wirtschaftlichen Gründen gestoppt werden sollte,

bleibt der mentale Flurschaden im städtebaulichen Bewusstsein, der die Anlagen in den Augen zukünftiger Planer geradezu als »Freiwild« erscheinen lassen muss.

Johns Buch verdient auch deshalb besondere Beachtung, weil es dokumentiert, wie sich in der Vergangenheit einflussreiche Einzelpersonen oder Vereine in Stuttgart für die Gartenanlagen stark gemacht haben, als diese bedroht waren. Insbesondere mag man auf Zitate von Vertretern des Schwäbischen Heimatbundes verweisen (vgl. z.B. S. 34, 40 f.), die zeigen, dass man Heimatschutz einstens tatsächlich als Schutz der Anlagen verstanden hat und nicht wie im Falle von »Stuttgart 21« als gartenarchitektonisch verbrämte Flankierung des Gesamtprojekts im Dienste seiner politischen Durchsetzung.

John verzichtet weitgehend auf eine ansonsten von Kunsthistorikern gerne verwendete Argumentationsfigur in der Beschreibung von Stuttgarter Bauten und Gärten, die da lautet: in Stuttgart seien die einschlägigen Beispiele zwar ganz schön, doch andernorts (besonders in München) sei alles viel ästhetischer und »qualitätvoller«. Die topographischen Besonderheiten der Stadt, die einen kreativen Umgang mit der gegebenen Landschaft und nicht eine schematische Umsetzung künstlerischer Idealvorstellungen forderten, macht Vergleiche zumal schwierig, denn die Qualität des Besonderen muss erst einmal vor den Maßgaben des »reinen Stils« erkannt werden. John identifiziert nun die Wilhelma als eine Schöpfung von »herausragendem überregionalen Rang« (S. 68).

Hinsichtlich der von John selbst intendierten Schutzabsichten taucht allerdings ein Problem auf. Dabei geht es um eine puritistische kunstgeschichtliche Auffassung vom Stellenwert des historisch Veränderten in Bezug auf das heute noch Bestehende. »Eines« stehe, so der Vf., »jedoch fest, den Thouretschen Garten des 19. Jahrhunderts gibt es heute nicht mehr« (S. 46). Das mag durchaus richtig sein, doch die Grundidee, die dahinterstand, ist allen Beschneidungen, Umbauten, Abgängen, Abholzungen, Möblierungen und geänderten Wegführungen zum Trotz nach wie vor da. Der Schlossgarten ist die Talaue des Neesenbachtals (vgl. z.B. S. 43, 53), in dem die um-

liegenden Höhen durch geschickt gewählte Randbepflanzungen integrierte Teile der Anlage sind. An der Mündung des Baches in den Neckar wirken Schloss Rosenstein und die Villa Berg mit den sie umgebenden Parks wie die grünen Eingangspforten in eine Gartenstadt. Wenn man jetzt argumentiert, der Garten sei ja sowieso schon bis zur Unkenntlichkeit entstellt, dann ist es aller Mahnungen zum pfleglichen Umgang mit dem Bestehenden zum Trotz nicht mehr weit, selbst die Argumente für die zu liefern, die da sagen: der Park ist ja schon so stark verändert, dass auch weitere Eingriffe nichts mehr machen.

Hinsichtlich der Modernisierung der Oberen Schlossgartenanlagen, die im Zuge der Gartenschau von 1961 radikal mit dem Überkommenen brach, vertritt der Vf. eine interessante Meinung. Er sieht in dem hier entstandenen »Architekturgarten«, der mit Waschbetonplatten gepflastert ist, ein »einzigartiges überkommenes Zeugnis der Nachkriegsarchitektur«, das »nachhaltig geschützt« gehöre (S. 46). Die Bewahrung des Status Quo ist in Stuttgart bei der »kreativen«, um nicht zu sagen, destruktiven Energie hiesiger Landschaftsarchitekten immer die bessere Lösung. Doch das ausdrückliche Bestehen auf den letzten Ausläufern der Nierentischästhetik, die damit quasi zu »Denkmälern« der Parkzerstörung der 1960er Jahre werden, entbehrt nicht einer gewissen Pikanterie.

Johns Buch wird aufgrund seiner großen Dattendichte auch als Nachschlagewerk auf weite Sicht hin nützlich sein und aufgrund seines vorzüglichen Bildmaterials auch gerne zum Schmökern zur Hand genommen werden. Das Werk mag so seinen verdienten Platz in der Reihe der Stuttgart-Literatur finden, die die untergegangenen architektonischen Schönheiten der Stadt im Buch versammeln und die die Betrachter dann zu Entzückungsstürmen hinreißen.

Stuttgart

Winfried Mönch